# Lebensschattirungen.

## Teutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

**J. N. Mundbrod.**

**Fünfter Band**

oder der

**Neuen Folge**

**Erster Band.**

Enthaltend:

## Hildegarde

oder: **der Abschied vom Vaterhause.**

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1848.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Ad 2 P
Tab. K
2444
Mund Bro

# Lebensschattirungen.

## Teutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

J. N. Mundbrod.

6 Fm

## Fünfter Band

oder der

## Neuen Folge

2 Fm

## Erster Band.

Enthaltend:

# Hildegarde

oder: **der Abschied vom Vaterhause.**

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1848.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Zgb

Zweites Buch.

Neuen Bundes.

Erstes Hauptstück.

Von Johannes dem Täufer bis zu Christi Himmelfahrt.

Erste Geschichte.

Johannes der Täufer.

# Lebensschattirungen.

---

## Teutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

J. N. Mundbrod.

---

Sechster Band

oder der

Neuen Folge

Zweiter Band.

---

Mit einem Stahlstich.

---

Augsburg, 1848.
J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

# Lebensschattirungen.

## Teutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

**J. N. Mundbrod.**

**Fünfter Band**

oder der

**Neuen Folge**

**Erster Band.**

Enthaltend:

## Hildegarde

oder: **der Abschied vom Vaterhause.**

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1848.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Verlag von Ernst Keil.

---

Soeben erschien:

# Deutsches Lesebuch.

Herausgegeben von

**Dr. Ed. Maximilian.**

Zweiter Band.

Gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

---

Soeben erschien:

# Deutsches Lesebuch.

Herausgegeben von

**Dr. Ed. Maximilian.**

Erster Band.

Gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

---

Soeben erschien:

# Deutsches Lesebuch.

Herausgegeben von

**Dr. Ed. Maximilian.**

Dritter Band.

Gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

---

Soeben erschien:

# Deutsches Lesebuch.

Herausgegeben von

**Dr. Ed. Maximilian.**

Vierter Band.

Gr. 8. geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

---

Verlag von Ernst Keil in Leipzig.

# Deutsches Lesebuch.

Herausgegeben von

**Dr. Ed. Maximilian.**

# Lebensschattirungen.

---

## Teutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

**J. N. Mundbrod.**

---

Sechster Band

oder der

Neuen Folge

Zweiter Band.

---

Mit einem Stahlstich.

---

Augsburg, 1848.
J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

# Hildegarde,

## Lied vom Waldhaus

und

## Waise in der Fremde.

---

### Eine Geschichte

aus der

### französischen Revolution,

für die reifere Jugend

bearbeitet

von

**Joh. Nep. Mundbrod.**

---

Motto:

In des Lebens Lust und Schmerzen
Gibt die Tugend stilles Glück.
Fester wird der Bund der Herzen,
Wenn die Thräne glänzt im Blick.
Tugend bleibt ja unter Sorgen,
Schafft im fremden Land auch Ruh',
Pochet sanft mit jedem Morgen
Muth und neue Kraft uns zu!"

---

Augsburg, 1848.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

# Hildegarde,

oder:

# Der Abschied vom Vaterhause,

und

# Die Waise in der Fremde.

---

Eine Geschichte

aus der

**französischen Revolution,**

für die reifere Jugend

bearbeitet

von

**Joh. Nep. Mundbrod.**

---

**Motto:**

„In des Lebens Qual und Schmerzen
Gibt die Tugend stilles Glück!
Fester wird der Bund der Herzen,
Wenn die Thräne glüht im Blick.
Tugend bleibt ja unter Sorgen,
Schafft im fremden Land auch Ruh';
Lächelt sanft mit jedem Morgen
Muth und neue Kraft uns zu!"

---

Augsburg, 1848.

**J. A. Schlosser's** Buch- und Kunsthandlung.

# Geschichte

des

## Ritterfräuleins von Marienberg.

---

Für die reifere Jugend

und

## Jede. Herz. Mutterherz.

---

Bayerische
Staatsbibliothek
München

---

Augsburg, 1848.

J. M. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

# Vorrede.

In dieser Erzählung, welche wir hiermit der deutschen Jugend in die Hand geben, haben wir uns zur Aufgabe gemacht, ein Gemälde jener furchtbaren Zeit zu entwerfen, wo ein Volk sich gegen göttliche und weltliche Obrigkeit empörte, und seinen König, seinen Adel und seine Priester mordete oder aus dem Lande jagte. Zugleich aber suchten wir im Verlaufe der Geschichte zu zeigen, daß Gottes Gerechtigkeit jederzeit wach ist, wenn sie auch dem tollen Treiben der Menschen oft mit großer Langmuth zusieht; und daß der Bösewicht der Strafe nicht entgeht, gleich wie der Gute sicher auf den Lohn des Himmels rechnen darf. — Wir hielten gerade diesen Gegenstand, nämlich die französische Revolution, für den passendsten, weil wir heutzutage in demselben Lande und von demselben

Volke die nämliche Revolution aufführen sehen, wie sie der jugendliche Leser in dieser Erzählung beschrieben findet. Wer heutzutage in seinen besten Jahren ist, kann Alles das selbst noch erleben, was hier ohne Uebertreibung der Wahrheit gemäß geschildert wird. Möge sich der jugendliche Leser für künftige Ereignisse, in deren Strudel vielleicht auch er mit hineingerissen wird, aus den Begebenheiten der Vergangenheit weise Lehren sammeln, deren getreue Befolgung, welches Schicksal ihn auch treffen mag, ihn endlich in den Hafen wahrer Glückseligkeit sicher einführen wird. —

München, im März 1848.

**Der Verfasser.**

# Inhalt.

**Erstes Kapitel.** Die Erzählungen am Kaminfeuer. — Die Ausgewanderten. — Das Vermächtniß einer Mutter an ihre Tochter.

**Zweites Kapitel.** Der Bund zweier schöneu Seelen. — Die ahnungsvollen Worte eines Priesters.

**Drittes Kapitel.** Der treue Unterthan. — Hildegards Erziehung. — Die Markisin. — Die Arbeit. — Das Wickelzeug.

**Viertes Kapitel.** Der Wilddieb. — Das unterirdische Gewölbe. — Der Weg zur Flucht.

**Fünftes Kapitel.** Die zwei Revolutionsmänner. — Der Hochmuth im Unglück.

**Sechstes Kapitel.** Die Mordbrenner. — Die Flucht in's Gewölbe. — Die Hausunterſuchung. — Der dankbare Holzhacker. — Der Verrath. — Die Verhaftung.

**Siebentes Kapitel.** Die Todesangſt. — Unverhoffte Rettung. — Des Grafen Tod.

**Achtes Kapitel.** Arbeit, des Menschen bester Freund. — Die Handarbeit, eine Goldgrube. — Geduld im Leiden. — Großmuth gegen seine Feinde.

**Neuntes Kapitel.** Die Obsthändlerin. — Tod der Marktin. — Tod der Gräfin. — Das Heimweh. — Die Rückkehr in's Vaterland.

**Zehntes Kapitel.** Die alte und junge Spielerin. — Verrath und Gewissensbisse. — Wiedergefundene Freunde. — Christliche Genugthuung. — Das Schatzkästchen. — Der Besuch. — Die Vergeltung des Himmels.

# Erstes Kapitel.

**Die Erzählung am Kaminfeuer. — Die Ausgewanderten. — Das Vermächtniß einer Mutter an ihre Tochter.**

An einem jener stürmischen Winterabende, wo der Himmel sich in graue Wolken hüllt, und die Schneeflocken an den glinsenden Fensterscheiben sich aufthürmen, saßen zwei Personen am Kaminfeuer, welches eine liebliche Wärme in dem Zimmer verbreitete. Die eine derselben, die Markisin von Leinheim, war, ihrem Aussehen nach zu schließen, eine bereits bejahrte Dame, während die andere, ihre Nichte, noch in dem Frühlinge des Lebens stand. Nachdem beide längere Zeit lautlos neben einander gesessen hatten, unterbrach die Markisin das Stillschweigen, indem sie sich mit einem herzlichen Blicke zu Angelika, so hieß das jüngere Frauenzimmer, wandte und folgendermaßen zu reden anfing:

„Es ist nunmehr an der Zeit, Dir, theuerste Angelika, dasjenige mitzutheilen, was Dir als Vermächtniß Deiner seligen Mutter schätzenswerther sein wird, als die reichen Glücksgüter, welche durch den Fleiß Deiner Eltern erhalten und vermehrt wurden, die nun aber

Dein Besitzthum geworden und ein Unterpfand Deiner sorgenlosen Zukunft und völligen Unabhängigkeit sind. Du hast, meine theure Angelika, das Alter erreicht, in welchem ich Dir, nach dem Willen Deiner Mutter, von so manchen Dunkelheiten in dem Schicksale Deiner Eltern den umhüllenden Schleier ziehen soll. Ich fange heute damit an und werde es vorsichtig und mit all der Liebe thun, die mein Herz für meine unvergeßliche Schwester empfand, und die ich so gerne auf Dich — ihr holdes Ebenbild — vererben möchte.

„Angelika, Deine edle Mutter, meine Schwester, war die jüngste von uns vier Töchtern des allgemein geschätzten Marquis von Bearn; sie erblickte erst nach dem Hintritt unsers Vaters das Licht der Welt. Die zarte Blüthe ihres Lebens hatte der Schmerz schon vor ihrer Entfaltung mit kaltem Todeshauche bedroht, denn der schnelle Tod ihres Gatten warf unsere liebe Mutter auf ein langes Siechenbett, und in der Stunde von Angelika's Geburt waren wir in Gefahr, auch mutterlose Waisen zu werden. Mit einer bis zur Aengstlichkeit gesteigerten Sorgfalt wurde die kleine Angelika von der Mutter, wie von uns ältern Schwestern, bewacht und gepflegt, lohnte aber diese ihr so gerne gewidmete Liebe durch eine so glückliche und frühe Entfaltung geistiger wie körperlicher Kräfte, daß sie schon in ihrem zwölften Jahre an unsern Beschäftigungen und Lernstunden Antheil nehmen konnte, obwohl wir bereits zu Jungfrauen herangereift, und die beiden Aeltesten von uns verlobte Bräute waren. Unsere Mutter, nur der Erziehung ihrer Kinder sich widmend, und kein anderes Glück suchend und kennend, als in ihrem Kreise zu nützen, hatte, von der Sorge der Verwaltung ihrer großen Besitzungen, die

am linken Ufer des Rheines lagen, gedrückt, ohne Rath und Schutz in einer sehr bewegten Zeit, durch die wichtigsten Rücksichten für uns bewogen, nach achtjährigem Wittwenstande ein neues Eheband mit dem Baron von Fersen geknüpft, durch welches uns keine Geschwister, wohl aber in unserm Stiefvater der zärtlichste Freund, der würdigste Rathgeber zugeführt wurde. Aus entfernten Linien dieses alten, berühmten Hauses stammten die beiden Brüder her, mit denen Elise und Valerie, unsere älteren Schwestern, verlobt waren, und schon zählte das beglückte Doppelpaar die Monate bis zum Tage ihrer Vereinigung, da brach ein Krieg aus und ergriff schon mit seinen ersten Erschütterungen auch unsere blühende Provinz. O düstere, schwere Zeit, voll ernster Geschicke und bitterer Prüfungen; — Ehre und Pflicht riefen die verlobten Männer in entfernte Länder, während das unsrige bald von Bewaffneten aller Parteien überschwemmt und ausgesogen ward. Unser Stiefvater schützte die Seinen mit Kraft und Weisheit; als aber der Drang der Umstände zu mächtig, die Parteienwuth zu heftig, die Unruhe um das benachbarte Trier und Koblenz her zu tobend und für Person und Ehre keine Sicherheit mehr zu finden war, da brachen auch unsere Eltern auf und verließen mit uns den vaterländischen Boden, den wir scheidend mit zahllosen Thränen benetzten.

„Von jetzt an — o welch ein unstetes Leben führten wir! — welche Sorgen, welcher Kummer kehrte in unserm stillen Kreise ein, wo sonst nur Ruhe und Frohsinn wohnten. Marie, unsere treffliche Mutter, unterlag dem schrecklichen Wechsel unseres Schicksals, und tief — fast bis zum Tode — beugte ihren Gatten dieser Verlust. Wir bestatteten im stillen Weserthal, unfern Münden, die

Langbeweinte zur Gruft, und zogen uns östlicher nach Deutschland hinein, wo unser väterlicher Freund späterhin am Hofe des edlen Churfürsten von ... einen Ruheplatz für sich und uns fand. Dort floßen im Stillen die Thränen Elisens um den entfernten Verlobten, von dessen Schicksal sie erst nach Jahren Kunde erhielt. Valerie sah ihren Emil hienieden nicht wieder. Er war in einer mörderischen Schlacht gefallen. Die Verlobte folgte dem Bräutigam ein Jahr später, um droben im Himmel ein schönes und dauerndes Bündniß zu schließen, als es der Erde wechselvolle Ereignisse gestatten. Elise wurde erst später mit ihrem Stephan verbunden. — Die ersten Mutterfreuden mußte die sanfte Dulderin mit ihrem Leben erkaufen. Ihr Gatte ging den Weg des Ruhms und starb nach einigen Jahren den Heldentod. Er hinterließ einen blühenden Knaben, Namens Eugen.

„Du weißt, meine theure Angelika, daß eine Unvorsichtigkeit der Wärterin in meiner zartesten Jugend mein Aeußeres verunstaltet, und mich aller Ansprüche auf Schönheit beraubt hat. Ich murre nicht — es war Gottes Fügung. Neidlos — Er sei mein Zeuge! — habe ich die Schönheit meiner Schwestern sich entwickeln sehen, mich entschädigte der Anblick ihrer holdseligen Gestalten, ihre Unschuld und ihre Liebenswürdigkeit, ach! und vor allem ihre unaussprechliche Liebe zu mir. O meine verklärte Mutter, tugendhafte, fromme Marie! dir allein danke ich es, daß du mein Herz so, und nicht anders bildetest, daß du mich Gott und die Menschen lieben, der Tugend huldigen, Schönheit würdigen und für die Meinigen zu jedem Opfer bereit sein lehrtest. So fand ich — von der Welt nicht gesucht und nicht bemerkt — ein stilles Glück, und konnte im Verborgenen

Gutes wirken mit heiterer Kraft bis auf den heutigen Tag.

„Ich habe die Thränen meiner edlen Mutter getrocknet und mit ihr in trüben Stunden gebetet, wenn Sorge und Kummer dem bangen Herzen zu schwer wurden; ich habe sie gepflegt in ärmlichen Hütten unter allen Drangsalen der Flucht, unter allen Schreckniſſen des Krieges; ich habe ihre letzten Seufzer gehört und ihre letzten Segnungen empfangen. Meine Schwestern haben in meine Brust die ersten Geheimnisse ihrer Liebe ausgeschüttet, haben an derselben ihre Leiden ausgeweint. Valerie ging aus meinen Armen zu Gott. Elisens Sohn Eugen habe ich erzogen, bis er in eine Bildungsanstalt für seine Laufbahn als Krieger eintrat; und unserm edlen Freunde, dem zweiten Gatten meiner Mutter, habe ich die Liebe zu vergelten gestrebt, die er seinen Stiefkindern so väterlich erwies. Unter meiner Pflege genoß der herrliche Greis auf vaterländischem Boden nach unserer Rückkehr noch einige ruhige, heitere Jahre im Schooße der Seinigen; ich war seine letzte Pflegerin und drückte ihm — seinem früheren Wunsche gemäß — das sterbende Auge zu. O Angelika, geliebte Tochter meiner unvergeßlichen Schwester, ich habe nicht vergebens gelebt! denn ich war der Trost meiner ganzen Familie.

„Reich aber würde mein Dasein schon durch die Liebe sein, die ich Deiner verewigten Mutter widmete und die ich von ihr im ferundlichsten Austausche empfing. Ja, Deine Mutter, sie war recht eigentlich der gute Genius unserer Familie, ein heiliger Schutzgeist für bange, zaghafte, zweifelnde Herzen, über die das Schicksal Schweres verhängte. Schon als Kind — ich sagte es Dir — entwickelte diese herrliche Angelika die unge-

wöhnlichsten Gaben und Kräfte, Tiefe und Zartheit des Gefühls, welche Alle, die sie umgaben, zur gerechten Bewunderung hinriß. Als der Krieg ausbrach, hatte sie noch nicht das zwölfte Jahr vollendet, aber keines von uns konnte von dem gewaltigen Zeitereignisse tiefer ergriffen sein, als Angelika.

„Die Schule ernster Prüfungen und schwerer Leiden, in welches sie bei dem Eintritte in das Alter gehen mußte, wo der menschliche Geist überhaupt, und besonders das weibliche Herz, sich höher zu entwickeln anfangen, bildete die zarte Angelika frühe und ungewöhnlich aus, und ließ Fähigkeiten und Kräfte in ihr reifen, die man bei dem lieblichen Mädchen wohl nicht erwartet hätte.

„Die mitleidsvolle Theilnahme, welche das Schicksal derer, die, vor den Schrecknissen des Krieges flüchtend, ihr überrheinisches Vaterland verlassen hatten, anfänglich in Deutschland erregte, war durch das tadelnswerthe Benehmen eines großen Theiles dieser Flüchtlinge zu der Zeit, als wir in die sächsischen Staaten gelangten, schon mindestens in Kälte, wo nicht gar in Unwillen übergegangen, und besonders der höhere Adel fing an, sich von den sonst mit bereitwilligster Gefälligkeit aufgenommenen Ausgewanderten, selbst an den fürstlichen Höfen, zurückzuziehen. Wir — zwar französischen Stammes, aber doch an Deutschlands Gränzen geboren und erzogen, mit der deutschen Sprache und Sitte bekannt, empfanden zwar — und ich darf hinzusetzen, durch die Achtung, in welcher unsere wohlbekannte Familie überall gestanden hatte, und welche durch unser vorsichtiges und stilles Verhalten in der Fremde wohl nicht geschmälert werden konnte — das verwundende Mißtrauen der gebildeten

Deutschen, über welches sich andere Theilnehmer unsers Schicksals so oft beklagten, weit weniger. Wir blieben jedoch auch nicht von wehethuenden Erfahrungen dieser Art im Auslande frei, hatten vielmehr dieselben, und zwar am schmerzlichsten von uns Allen Angelika, bei der auf ihr Leben und Schicksal einflußreichsten Begebenheit, öfters bitter genug mit Andern zu theilen.

„Durch die hochherzige Fürstin von ... an dem Hofe zu ... vorgestellt, fand unser Stiefvater bald bei dem Bruder des Landesherrn besondern Zutritt und gewann dessen Vertrauen in eben dem Grade, als seine Tugenden und Talente es verdienten. Wir Geschwister wurden von dem Wohlwollen der Mitglieder des regierenden Hauses vielfältig ausgezeichnet, und wie konnte es uns anders als wohl sein in der Nähe von Personen, deren persönlicher Werth höher noch, als ihr ausgezeichneter Rang glänzte. Wo die Gunst der Großen ihre beneideten Gaben spendet, da bleibt der Eifer der Hofleute nicht zurück. Man vergaß es, oder man ließ uns merken, daß man vergessen wolle, daß wir Ausgewanderte wären, zog uns in alle glänzenden Zirkel, und wir mußten hiebei manches schwere Opfer unserer Zeit und unserer Vorliebe zu nützlichen Beschäftigungen bringen. Diese Beschäftigungen gewährten uns, nächst dem Streben nach wissenschaftlicher Bildung, besonders auch die Künste und unter ihnen vornehmlich Malerei und Musik, welche beide an diesem Hofe reiche Nahrung durch die kostbaren Sammlungen von Kupferwerken, und durch die große Aufmunterung und Unterstützung ausgezeichneter Künstler fanden. Elisens schöner Gesang machte sie — ich möchte fast sagen — berühmt. Ich, wie Du weißt, hatte mein Fortepianospiel sehr ausgebildet, und Deine Mutter ent-

wickelte ein so entschiedenes Talent für Malerei, daß sie frühe die Aufmerksamkeit der tüchtigsten Meister in . . . auf sich zog. Dabei war ihr Harfenspiel so vortrefflich, so hinreißend, daß ich selbst, die doch die tägliche Zeugin ihrer musikalischen Uebungen war, oft die tiefste Wirkung der Harmonien empfand, die sie ihrem Instrumente wundersam zu entlocken wußte. Eine Jungfrau aber in ihrem Blüthenalter, holdselig und mild, reizend und fromm wie wenige, und mit solchen Talenten geschmückt, mußte Eindruck machen, und machte ihn, wo sie erschien. Bald fehlte es nicht an Schmeichlern, an sogenannten Anbetern, und auch nicht an Bewerbern um ihre Hand. Unser Stiefvater, der Angelika's Harmlosigkeit eben so gut kannte, als er ihr das stille, friedliche Leben in unserer jetzigen Lage, nach so manchen früh erlebten Gemüthserschütterungen, gönnte, lehnte alle Anträge zu einer ehelichen Verbindung mit ihr unter der bestimmten Erklärung ab: „daß er der eigenen Wahl seiner Tochter nicht vorgreifen und ihrem dazu noch sehr jugendlichen Herzen hinlänglich Zeit zur Ueberlegung lassen wolle."

Dieses Herz hatte aber bereits das verwandte gefunden, hatte gewählt und still den Bund geschlossen, den Welt und Menschen nicht zu lösen im Stande sind.

„Der Freiherr von Offingen, vieljähriger Minister am Hofe zu . . ., und obschon, theils seines Podagra wegen, theils weil sein finsterer Adelsstolz ihn mit den liberalen Ideen und Grundsätzen der damaligen aufgeregten Zeit in Zwiespalt gebracht hatte — nicht mehr als solcher in Thätigkeit, aber von dem Landesherrn seiner sonstigen Eigenschaften halber noch immer mit vollem Vertrauen beehrt, machte in der Hauptstadt das größte Haus, und es galt für die schätzbarste Auszeich-

nung, Zutritt in demselben zu erhalten. Der sehr große Reichthum des Freiherrn, seine in wichtigen Staatsgeschäften früh erlangte Bildung und sein Ansehen im Auslande waren die Veranlassung, daß sich ein erlesener Kreis durch Rang, Stand und Bildung ihm ähnlicher Personen um ihn versammelte, und von der Liebenswürdigkeit der meisten Mitglieder seiner Familie gefesselt, sein Haus für den Sitz des Anstandes und jedes Guten und Schönen hielt. Die Seele dieses Cirkels war die Gemahlin des Freiherrn — ein schwesterliches Bild unserer verewigten Mutter — eine durch Herzensgüte und Geist gleich ausgezeichnete Frau. Ich gestehe Dir, wir jauchzten freudig auf, als der Vater uns eines Tages ankündigte, daß er von dem Freiherrn von Offingen eine mit — ungewöhnlicher Theilnahme begleitete Einladung für uns erhalten habe, welcher wir mit großer Aufregung unseres Gemüthes folgten. War das vielleicht ein Vorgefühl der Dinge, die da kommen sollten? — —

„Ich muß Dir, geliebte Nichte, die Familie des Freiherrn schildern. Ihn selbst und seine Gemahlin kennst Du schon. Er hatte zwei Söhne, von denen der ältere August, der jüngere Friedrich hieß. Zwischen beiden stand an Alter Dina, die einzige Tochter. Noch lebte eine ältere Schwester des Freiherrn in dessen Hause, Rosa, Freiin von Offingen, die unverheirathet geblieben und jetzt Stiftsdame zu ..., war. Verschiedenere Charaktere konnten zwei Brüder nicht haben, als diese. August — ein Mann von etwa 30 Jahren, stand schon in einem bedeutenden Staatsamte, und von dem Landesherrn wegen nützlicher Dienste, die er bereits bei Gesandtschaften im Auslande geleistet, eben so geschätzt, als von Allen, die ihn kannten, wegen seines streng rechtschaffenen und sehr

edlen Herzens verehrt, war ein ernster, stiller Mann, ruhig und anscheinend kalt in seinem Wesen, von umfassendem Verstande, aber von tiefem Gefühle für Wahrheit und Recht in verschwiegener Brust glühend. Ferdinand dagegen, etwa 24 Jahre alt und Rittmeister in der Garde, hatte ein heiteres Temperament und viel leichtern Sinn, strotzte von Kraft und Lebenslust, die ihn in einen Strudel von Zerstreuungen stürzte; auch war er nicht ohne Stolz, dabei heftig bis zum Jähzorn und galt für sehr ehrgeizig, ja sogar für etwas rachsüchtig. Seine Leidenschaftlichkeit hatte ihn schon in manche verdrießliche Händel verwickelt und seiner Familie manche Unruhe bereitet. Einmal aufgeregt — und er war dieß sehr leicht — hatte der Vater selbst Mühe, ihn zu besänftigen, wie streng er sonst auch als Herr in seinem Hause war. Dina, die Tochter — o wer könnte das herrliche, gemüthliche Wesen mit dem klaren, richtigen Blick in alle Lebensverhältnisse, mit dem reinen, liebendfrommen Sinn, mit der Himmelssanftmuth würdig genug schildern! Aller Herzen hingen ihr an; selbst der wilde Ferdinand war ihr innig ergeben, aber in der eigenen Brust blutete ihr langsam eine nicht heilende Wunde. Sie hatte einem edlen Manne und Staatsdiener ihre volle Liebe geschenkt, aber er war bürgerlichen Herkommens, und der hocherzürnte Vater zu keiner Einwilligung in ihre Verbindung mit dem Geliebten zu bewegen; ja derselbe war so weit gegangen, sich sogar eine Zeit lang des Anblicks seiner sonst so geliebten Tochter zu berauben, und hatte sich nur schwer dazu verstanden, sie eher wieder zu sehen, bevor sie eine standesmäßige Heirath geschlossen hatte. Dina's Mutter weinte mit ihrer Tochter manche stille Thräne des tiefsten Schmerzes — aber sie mußten sich

dem Willen des Gatten und Vaters schweigend unterwerfen, der fest und unbeugsam bei seiner Meinung und seinen Urtheilen über Stand und gesellschaftliches Verhältniß verharrte. Die Tante Rosa, sein Echo in diesen Aeußerungen, liebte Niemand als verschiedene Katzen und Hunde — fand ihren Bruder sehr edel, aber viel zu gutmüthig, ihre Schwägerin langweilig, ihren ältern Neffen — bis auf seine offenherzige Geradheit — leidlich, den jüngern, als ein verdorbenes Weltkind — bedauernswürdig und ihre Nichte Dina — lediglich nur noch für ein Kloster tauglich.

„Dieß waren die Personen des freiherrlichen Hauses, in welches das Schicksal uns den Eintritt öffnete. Die ersten Besuche in demselben vergingen ohne etwas Bemerkenswerthes. Wir bezogen aus unsern jenseits des Rheins gelegenen Gütern kein Einkommen; der Zinsertrag eines mühsam geretteten Kapitals, das durch unsere bisherige Lage schon hatte angegriffen werden müssen, sicherte uns zwar vor Sorgen des Unterhalts, verbot aber auch jede Art von äußerm Aufwande. Wir konnten daher die in dem Hause des Freiherrn gefundene Aufnahme nicht in gleicher Art erwiedern. Die Gemahlin desselben besuchte uns aber öfter mit ihrer Dina in unserm kleinen, reizend gelegenen Landhause am Ufer der Elbe. Die Rebe kann sich nicht inniger an ihren Stab, der Epheu nicht fester an die Ulme schmiegen, als wir Geschwister uns dieser herrlichen Frau und der liebenswürdigen Dina anschloßen. In ihrem Umgang trockneten unsere Thränen über Valeriens Hintritt; da vergaßen wir, daß wir heimathlose Flüchtlinge waren. Wir arbeiteten mit einander in Stickereien, wir lasen, machten Musik, malten. Bald war Dina am liebsten bei uns

und die Mutter vergalt es uns durch tausend Zeichen der Zärtlichkeit, daß wir das erste Lächeln wieder in die Züge, die ersten Rosen auf die Wangen ihrer leidenden Tochter brachten. Daß wir in der freiherrlichen Familie nun bald wie Hausgenossen betrachtet und in ihren Zirkeln mit Auszeichnung behandelt wurden, war eine natürliche Folge. Selbst der alte Freiherr kam uns mit Artigkeiten entgegen, und widmete unserm Stiefvater manche Aufmerksamkeit. So ging der nächste Winter vorüber, und mit den Nachtigallen zugleich begrüßten wir wieder unsern ländlichen Wohnsitz.

„Inzwischen hatte sich unsere häusliche Lage merklich verändert. Unser Stiefvater, von dem Bruder des Landesherrn immer ausgezeichnet, war demselben so unentbehrlich geworden, daß dieser sich ihn von jenem zum Kammerherrn erbeten hatte, ein Amt, das ehrenvoll und einträglich zugleich, aber auch die Veranlassung zu so manchen Verfolgungen heimlichen Neides von Seiten derer war, die sich durch den dem Ausgewanderten gestatteten Vorzug gekränkt glaubten. Die Stellung unsers Stiefvaters erforderte seine Gegenwart bei Hofe, und auch wir mußten nicht nur dort öfter erscheinen, sondern von nun an auch bei uns Gesellschaften sehen. Die liebste war uns die Familie des Freiherrn von Offingen, obschon er selbst niemals erschien und sich überhaupt seit der Ernennung unsers Stiefvaters zum Kammerherrn von diesem merklich zurückzog. Dina war unsere tägliche Gesellschaft; wir alle hingen mit gleicher Zärtlichkeit diesem edlen Wesen an, und sahen die Begleitung ihres ältern Bruders August gern, weil er seiner Schwester im Charakter sehr ähnlich und ein durch die hohe Reife seiner sittlichen Bildung wie durch seine geistreiche Unter-

haltung sehr anziehender Mann war, der zwar gesucht sein wollte, aber auch, wenn man ihn gefunden hatte, mit Zinsen belohnte. Seine Erholungsstunden füllten Musik und Malerei aus; er leistete in beiden Künsten Bedeutendes und wir verlebten heitere Wonnestunden.

„Desto mehr machte uns sein wilder Bruder Ferdinand zu schaffen; kein böser, aber ein verwahrloster Mensch, dem Genuß Alles, sein Höchstes, der Götze war, dem er allein huldigte und lebte. Längst war er Angelika mit seiner Lebhaftigkeit lästig gewesen, aber sie hatte ihn seiner trefflichen Mutter und Geschwister wegen geduldet; jetzt fing er sie mit seiner Zärtlichkeit zu verfolgen an, und je milder sie ihn allmählig zu der Ueberzeugung zu leiten hoffte, daß seine Wünsche vergeblich wären, desto ungestümmer, desto zudringlicher ward er, bis er einst sogar in Gegenwart der Seinigen mit einem leidenschaftlichen Bekenntniß heißer Liebe zu Angelika und zugleich mit den heftigsten Betheurungen hervorbrach: daß nur Er sie besitzen müsse und nie dulden wolle, daß sie eines Andern Eigenthum werde. — Böser, verhängnißvoller Augenblick dieses Geständnisses! Angelika sank ohnmächtig in Elisens Arm. Dina's und ihrer Mutter Thränen benetzten sie. Leichenblaß ergriff August seines Bruders Hand, und zog den Erhitzten mit sich fort. Stumm und allein saßen wir weinende Geschwister eine Stunde nachher uns gegenüber. Der Gedanke an den Freiherrn war wie ein Schreckbild vor unsern Geist getreten. Angelika's Harfe erklang klagend durch die Nacht. Sie selbst konnte seit dieser Stunde ihr Lächeln nicht wieder gewinnen.

„Die Gemahlin des Freiherrn hatte es über ihren jüngsten Sohn gewonnen, daß er schwieg; denn daß er

mit seinem Vater für jetzt wenigstens von seiner Liebe nicht sprechen dürfe, das begriff er selbst im ersten, ruhigen Augenblicke. Die Folge jenes Auftritts war aber, daß wir Dina und ihre Mutter seltener sahen; unsere Herzen bluteten — und nicht unsere allein.

„Die Familie des Freiherrn von Offingen erschien plötzlich in Trauer. Seine jüngere Schwester Melanie, früher an einen Grafen C*, General in österreichischen Diensten, verheirathet — der in einem Feldzuge gegen die Franzosen geblieben war — und während ihres Wittwenstandes in einer Stadt Deutschlands in klösterlicher Einsamkeit lebend, war mit Hinterlassung einer einzigen Tochter gestorben. Diese nahm der Freiherr jetzt in sein Haus und mit ihr zog nicht eben Eintracht und Frohsinn in dasselbe ein. Die Gräfin Melanie war in Dina's Alter, aber schon sehr verblüht, eine durch verkehrte Erziehung völlig verbildete Dame, voll wunderlichen Gemisches von halbgelehrten Kenntnissen, in gesellschaftlichen Verhältnissen fremd, aber gar nicht ohne große Ansprüche, durch einen sehr bedeutenden Reichthum unterstützt, und in der letztverflossenen Zeit durch den Umgang mit Frömmlern auf eine wirklich bedauernswerthe Art irre geleitet.

„Noch heute — nach dem Verlauf langer Jahre — kann ich nicht ohne Schmerz an den Kummer zurückdenken, den diese Melanie der edlen Gattin des Freiherrn, unserer theuren Dina — ach! und auch uns bereitete. Der Freiherr widmete ihr nur zu viel Theilnahme und Aufmerksamkeit, wie er ihr denn diese ihrem Stande und verwandtschaftlichen Verhältnisse schuldig zu sein glaubte; bald aber ward es klar, daß er die Absicht hatte, Melanie mit seinem ältesten Sohne zu vermählen. Zwar

zeigte die Nichte sich anfänglich diesem Plane des Freiherrn äußerlich abgeneigt, aber die Zeit lehrte, daß sie durch diese Maske nur desto sicherer volle Duldung ihrer Launen, volle Freiheit ihrer gewohnten Lebensweise im Hause des Freiherrn und durch endliche Nachgiebigkeit gegen dessen Wünsche einen desto größern Einfluß auf ihn selbst zu erlangen, und so ihren eigenen geheimen Zweck, den Besitz des Freiherrn August von Offingen, zu erreichen hoffte.

„Oft schüttete Dina und ihre Mutter in einsamen Stunden ihren stillen Harm in Thränen vor uns aus, und gewiß, sie fanden in unsern Herzen volle unbegränzte Theilnahme. Uebrigens herrschte eine drückende Spannung zwischen den andern Mitgliedern des freiherrlichen Hauses und uns, bei unserm öffentlichen Erscheinen vor einander. Ferdinand und Melanie wirkten auf verschiedenem Wege dazu mit, und was des Erstern ungeduldige Leidenschaftlichkeit verdarb, das machte die zweideutige Freundschaft der Letztern unheilbar. Wahrscheinlich war sie es gewesen, die dem alten Freiherrn Ferdinand's Gefühle und Wünsche in Betreff Angelika's entdeckt hatte, denn völlig unerwartet schrieb jener unserm Stiefvater in kalten, schneidenden Worten: „daß er seiner jüngsten Tochter die Unmöglichkeit erklären möge, sich mit der Familie des Freiherrn von Offingen verbunden zu sehen.“ Die Antwort war der Sache angemessen; der Vater ersuchte uns aber, das freiherrliche Haus zu meiden. Dieß konnte jedoch nicht ohne Aufsehen geschehen. Wir waren daher vielfältigen, und von Seiten gewisser Familien nicht eben schonenden, Urtheilen ausgesetzt. O was erlitten wir dabei! Wie trübe war der Horizont unseres in dem friedlichen, schönen ... jüngst so heitern Lebens geworden!

Lange Monate schlichen leise in unserer nicht ganz freiwilligen Einsamkeit hin. Vor Allem war es die Religion, unsere göttliche Freundin, welche uns beschäftigte und tröstete. Angelika war unverkennbar und am tiefsten angegriffen. Sie bedurfte und fand am häufigsten in Jesu Lehre die Kraft, deren ihr sichtbar leidendes Herz bedurfte.

„Elise und ich, wir waren darüber einig, daß in ihrer Brust ein großer Schmerz verborgen liege, — ob aber eine geheime Liebe zu Ferdinand diesen hatte erzeugen können und jetzt ihn unterhielt — das war uns doch sehr zweifelhaft. Angelika lächelte durch Thränen und schwieg. Wir ehrten ihr Geheimniß.

„Ein Prinz des regierenden Hauses trat um diese Zeit eine Reise nach Wien an, um von dort zur kaiserlichen Armee, die in Italien gegen Frankreichs Heere focht, zu gehen, und bei derselben den wiedereröffneten Feldzug mitzumachen. Der alte Freiherr erbat sich vom Landesherrn die Gunst, seinen zweiten Sohn mit in das Gefolge des Prinzen zu versetzen, und erhielt die Bewilligung. Ferdinand's Ungestüm sah eine neue Laufbahn der Ehre vor sich — er vergaß seines Vaters Härte, seine Verbindungen, seine Hoffnungen und war entzückt, in den Krieg ziehen zu können. Sein Abschied von uns war frostig. Angelika sah ihn gar nicht. Wir blieben hinsichtlich ihrer in unserer vorigen Ungewißheit.

„Der Freiherr August von Offingen, welcher sich überhaupt von den väterlichen Absichten und Wünschen unabhängiger als seine Familienglieder zeigte, hatte den Umgang mit unserm Stiefvater so wenig als mit uns abgebrochen. Er kam nicht oft, aber wenn er erschien, war sein Eintritt in unser Haus ein Festtag für uns.

Die Stunden flogen in der Unterhaltung mit dem ruhig heitern Manne, voll Würde und Klarheit des Geistes, wie Augenblicke dahin. Nebenher legten wir ihm und er uns von den Unterstützungen Rechenschaft ab, die wir aus einer schon längst unter uns errichteten kleinen Familienkasse an Hilfsbedürftige still gelangen ließen. Angelika und ich, wir waren die Rechnerinen derselben, Dina und Elise die Sammlerinen der Gaben, August unser Kassierer. Wir fertigten gern und oft weibliche Handarbeiten für unser kleines Wohlthätigkeits-Institut; August that auch viel dafür. So bestand unter uns ein würdiges Verhältniß in stiller, gemüthlicher Wirksamkeit fort.

„Eines Tages eilte gegen Abend eine Bekannte zu uns in das Zimmer, uns mit Hastigkeit verkündend: August von Offingen sei mit der Gräfin Melanie verlobt. Angelika hatte eben die Harfe gespielt; sie entglitt ihrer Hand, und rauschend zersprangen einige Saiten. Sich entschuldigend zog Angelika sich mit ihrer Harfe zurück. Der bebende Saitenton hallte in meiner Seele wieder; ich konnte kaum erwarten, daß der Besuch sich empfahl. Angelika war, wie ich glaubte, auf ihrem Zimmer; ich schwankte, ob ich sie aufsuchen sollte, oder nicht. — Mir war so beklommen um's Herz; ich trat in die Dämmerung des Gartens hinaus. Da kam Angelika mir langsam entgegen, umfaßte mich innig und stammelte, als wir die grünende Jasminlaube erreicht hatten: „weine, Manon, weine mit deiner unglücklichen Angelika, — ich liebe den Mann, der heute Melanie's Verlobter ward.“ — O welche Entdeckung! — welcher Abend, welche Nacht voll Unruhe, die darauf folgte!

„Früh mit dem ersten Morgenstrahle war ich wieder

in der Laube, still zu Gott betend: mir Gnade und Kraft zu verleihen, meiner leidenden Schwester Trösterin zu sein. Bald erschien auch Angelika. Sie war ruhig, sang zur Harfe ein frommes und andächtiges Morgenlied, und ging mit dem ersten Schall der Glocken in die nächste Kirche. Keine Thräne rann mehr. „Ich habe gebetet," sprach sie in's Zimmer heimkehrend, „Gott wird meine Hilfe sein."

„Da that sich die Thüre vom Garten her leise auf, und — August trat herein. „Sie sind schneller als ich, mein Fräulein," wandte er sich zur erschrockenen Angelika, „ich wollte Ihnen meine Begleitung bei Ihrem Rückwege aus der Kirche anbieten, aber Ihr beflügelter Gang ließ mich nicht dazu gelangen. Dennoch mußte ich Ihnen folgen, denn ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu verkünden, die uns Allen einen frohen Tag machen wird. Gräfin Melanie verläßt heute unser Haus." — Wir sahen uns und ihn verwundert an. Ruhig fuhr er fort: „Mein Vater meint es gut mit seinen Kindern, er will uns gerne glücklich sehen — aber nach seiner Art, das heißt, reich — sehr reich und hochgestellt. Mir hatte er Melanie zur Gattin ausersehen und die Sache mit ihr in's Reine gebracht. Gestern eröffnete er mir diesen seinen Wunsch und forderte mich auf — da gerade große Gesellschaft im Hause war — mein Ja derselben in eigener Person zu bringen und diese Angelegenheit mit einer Ueberraschung für die gute Mutter zu verbinden. Meine Antwort war aber ein ruhiges Nein; das wunderte ihn erst, und als ich es wiederholte, erzürnte es ihn; ich blieb ruhig bei meinem Nein; er hieß mich gehen, und ich gehorchte, indem ich eilig noch der Mutter Nachricht von dem Vorfalle gab. Sie können denken, was sie

und Dina empfanden. Noch gestern Abend hat Melanie ihre heutige Abreise erklärt, und ist, wie mir Dina heute früh schrieb, die ganze Nacht über selbst mit Einpacken beschäftigt gewesen. In wenigen Stunden ist unserm Hause Friede und Eintracht wieder gegeben." —

„Wir waren verwirrt, ich gestehe es, und konnten vielleicht nicht gleich die passende Erwiederung finden; Angelika aber überwältigte ihr Gefühl. Wie ein Blitzstrahl traf der laute Ausbruch ihrer Thränen August's Herz, er nahte sich der Weinenden — er fragte nach dem Grund ihrer Bewegung und klagte sich mit zitternder Stimme an, vielleicht unzeitig und unzart eine Mittheilung gemacht zu haben, bei der er auf unsere Nachsicht gerechnet hatte. Seine Tritte wankten, als er Angelika zum Sopha geleitete, und als diese den Himmelsblick auf ihn wandte, ihn von aller Schuld freisprach, und ihre Bewegung mit der ängstlichen Besorgniß entschuldigte, daß sein Bündniß mit Melanie ihn vielleicht nicht so glücklich gemacht hätte, als er es verdiene, da bezwang er sich nicht länger, er gestand ihr mit ruhiger Würde seine Liebe, und fand sich bald von der Erwählten seines Herzens und von unsern schwesterlichen Umarmungen umschlungen. O schöne Angelika! Nie konnten sich zwei edlere Herzen zum innigsten Bunde vereinen.

„Ich benachrichtigte unsern Stiefvater, der durch seinen Dienst auf dem Lustschlosse seines Fürsten zurückgehalten ward, von unserm Wunsche, ihn recht bald zu sehen. Er kam, um den Bund der Liebenden mit zärtlichster Empfindung zu segnen. Hätte Angelika den wilden Ferdinand geliebt, so würde er zögernd und mit schwerem Herzen seine Einwilligung gegeben haben. August aber war selbstständig und ein bewährter, sehr

edler Mann; in wessen Hände konnte er Angelika's Schicksal mit größerm Vertrauen legen?

„Gräfin Melanie war abgereist; jedoch nur nach einer benachbarten Residenz, nicht nach Wien, wie sie zuerst vorgegeben hatte. August kehrte Nachmittags in die Stadt zurück und brachte seiner Mutter und Dina die Nachricht seiner Verlobung mit Angelika. Beide kamen gegen Abend in hastiger Eile zu uns, um ihre überströmende Freude an der Brust der lieblichen Braut unter Thränen auszuschütten. Sie konnten nur eine Stunde mit August bei uns verweilen — aber die Seligkeit dieser Stunde wog auch Jahre voll Kummer auf. Wir Geschwister feierten am Abend dieses wechselvollen, denkwürdigen Tages, Hand in Hand in derselben Laube, wo gestern so heiße Zähren geflossen waren, unser Dankfest vor Gott, der Angelika's Schicksal so unerwartet und so liebend gelenkt hatte. Ach! wir waren des Beistandes des Herrn der Schicksale, und des Trostes der heiligen Religion bald wieder sehr bedürftig.

„August hatte am nächsten Tage seinen Vater zu sprechen gewünscht, und als dieser es abgelehnt und aufgeschoben, an ihn geschrieben, ihm seine lang und still genährte Liebe zu Angelika und seine Verlobung mit ihr, unter ehrfurchtsvollen Ausdrücken kindlicher Anhänglichkeit mit der Bitte bekannt gemacht, ihm die baldige Einwilligung zu seiner Verbindung zu gewähren. Eine Stunde darauf war August zu seinem Vater gerufen worden und hatte dort einen Auftritt erlebt, der seine ganze Festigkeit erschütterte. Der alte Freiherr war auffer sich gewesen und hatte sich bei dem ruhigen Ernste seines Sohnes, der, längst volljährig und selbstständig, bei dem Entschluß seiner Liebe beharrte, gereizt durch Stolz,

Vorurtheil und irrige Meinungen von väterlicher Gewalt, zu so harten, so verletzenden Aeußerungen hinreißen lassen, daß August, — als alle Vorstellungen, alle Bitten nur die entgegengesetzte Wirkung thaten — und der alte Freiherr selbst Gemahlin und Tochter, als ob sie Theilnehmerinen einer Verschwörung gegen seine Ehre und seinen Willen wären, mit den kränkendsten Worten mißhandelte, — dem Vater ernst und fest erklärte: sein Haus so lange meiden zu müssen, bis er dort wieder Vatersinn und Gerechtigkeit fände.

„Beleidigungen, die sich der Freiherr unter diesen Umständen schriftlich gegen unsern edlen Stiefvater zu Schulden kommen ließ, würden, Gott weiß, welche schrecklichen Folgen gehabt haben, hätte nicht der Landesherr selbst, dem durch seinen Bruder die Sache bekannt geworden war, dem Freiherrn Eröffnungen gemacht, die ihm in den Gränzen der Ordnung und des Anstandes zu bleiben geboten. O meine Nichte! welche Prüfungen kamen seit diesem Tage über unsere Herzen! was hatten wir zu leiden und vor Allen Angelika, die von Liebe zu ihrem August nicht minder, als von dem Schmerz bewegt war, mit dem sie sich anklagte, die Ursache all der häuslichen Irrungen und Leiden zu sein, welche die Familie des Freiherrn sonst nie gekannt hatte. — Es bedurfte eines so hochgesinnten, festen Mannes, als August war, um hiebei Angelika's Gemüth aufzurichten und den Kummer seiner Mutter und Schwester zu stillen. —

„Wie uns heimliche und öffentliche Feindschaft wehe zu thun strebte, was wir erdulden mußten, als heimathslose Fremdlinge in dem Lande, dessen gesetzlichen Schutz wir genoßen, an dem Hofe, wo wir des Guten so viel empfingen, des Undanks, ja selbst der Verletzung des

Anstandes so unverdienter Weise bezüchtiget zu werden, — ach! das ließ sich nur empfinden, — Dir schildern kann ich das nicht. Was Deine fromme Mutter dabei litt, das werden Dir die Blätter aus ihrem Nachlaß an Dich verkünden! Oft baten wir den Vater, mit uns von dannen zu ziehen, weit in die Ferne, in den rauhesten Norden, um nur diesen Mißhandlungen zu entgehen; oft beschwor Angelika mit tausend Thränen ihren August, seine Liebe aufzugeben, seinem Vater das höchste Opfer der Kindlichkeit zu bringen, — aber — Gott sei gelobt! unser Vater, August, die edle Freiherrin und unsere herrliche Dina waren stärker als wir, und wußten immer wieder unsern Muth zu beleben, unsere Geduld, unser Vertrauen auf den himmlischen Lenker unserer Schicksale zu stärken. Wie auch Tante Rosa, wie auch die Gräfin Melanie, welche zweimal wieder zu monatlangen Besuchen im Hause des Freiherrn erschien, wie auch die adelsstolzen, vorurtheilsvollen Freunde des alten Freiherrn diesen in seiner Hartnäckigkeit bestärkten, was auch Alles geschah, um August von uns abzuziehen, Angelika selbst durch mancherlei Vorspiegelungen irre zu leiten, — Liebe, Glaube und Hoffnung siegten endlich, — aber es gingen Jahre darüber hin.

„Der hochherzige Landesherr bot, als er den Freiherrn August zum geheimen Rath ernannte, demselben nach vergeblichen eigenen Vermittelungen bei dem Vater — die Erlaubniß zu seiner Verheirathung mit Angelika selbst an, und als August äußerte: daß sie beide Verlobte nicht gerne ohne väterlichen Segen die priesterliche Weihe ihres Bundes erhalten möchten, ließ der Fürst die Erlaubniß in aller Form ausfertigen, und sandte sie dem alten Freiherrn mit einem eigenhändigen Schreiben zu.

„Es bedurfte aber mehr als fürstlicher Huld, es bedurfte des prüfenden Ernstes Gottes, um diesen starren Sinn zu bewegen, dieses kalte Herz des Freiherrn zu rühren; — und diese Prüfung war nahe.

„Die Franzosen hatten, nach bittern Verlusten, in Italien unter einem jungen, gewandten Anführer wieder gesiegt. Blutige Schlachten wurden geschlagen und in einer derselben war Ferdinand von Offingen an der Seite seines Prinzen gefallen. Schwer traf die Nachricht von dem Tode seines Lieblings den alten Freiherrn; die alternde Kraft des Lebens ermattete, er ward auf ein schmerzliches Siechbett geworfen, und die Kunst der Aerzte erklärte sich für erschöpft. August wich so wenig, als Dina und die Mutter, von des Sterbenden Lager; keine Bitte, keine Klage entschlüpfte ihrem Munde, nur Wünsche für seine Genesung wurden laut. Er aber fühlte den herannahenden Tod, und das verletzte Gewissen mahnte. Einst nach einer schwer durchkämpften Nacht bat er seine Gemahlin, den Notar rufen zu lassen, und diesem diktirte er am Morgen seine feierliche Einwilligung in August's sowohl als Dina's Vermählung nach ihrer eigenen Wahl, wodurch er alle dieselben hindernden Bestimmungen in seinem früher errichteten Testamente aufhob, unterschrieb diese Schrift mit zitternder Hand, überreichte sie seiner Gattin, bat sie, ihm seine Kinder zu rufen, segnete alle die Seinigen mit bebender Stimme und verschied.

„Die Wittwe des Freiherrn zog sich auf ein Landhaus in unserer Nähe zurück. Wir bildeten fortan nur eine Familie und lebten um so ungestörter unserer Freundschaft, als die Tante Rosa sich auf eines ihrer Güter, die Gräfin Melanie aber in's Ausland begab.

„Die Begebenheiten der letzten Monate vor und bei des Freiherrn Tod hatten auf Angelika's Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht, der auch ihre körperlichen Kräfte in solchem Grade angriff, daß sie erkrankte und einige Zeit sogar hoffnungslos darnieder lag; — der Winter kam dazu und erschwerte und verzögerte ihre Genesung. O welch ein Bild der Geduld, der Fassung, der Ergebung in den göttlichen Willen, war unsere Angelika! wie beschämte sie darin uns Alle, und selbst ihren tief bekümmerten Geliebten. Dina brachte zuerst wieder Fröhlichkeit in unsern Kreis; sie trat mit dem erwählten Freunde ihres Herzens an den Traualtar und fand für treue Liebe in hoher Gegenliebe reichlichen Lohn. Erst als die Rosen wieder blühten, folgten Angelika und August ihrem Beispiele. Wir schmückten mit Rosen und blühenden Myrthen die liebliche Braut, und feierten prunklos im stillen Kreise ein Fest, an dem selbst des Landesherrn hochgesinnter Bruder unvermuthet einen herzlichen Antheil nahm.

„Etwa zwei Jahre lebten wir mit dem liebenden Doppelpaar in dem schönen ... beisammen, Zeugen ihrer ungestörten Harmonie, ihres durch Elternfreuden erhöhten Glückes, — da schlug die Stunde der Trennung. August ward zum Gesandten nach ... ernannt und ging schon einen Monat nach seiner Ernennung an den nordischen Hof ab. — Angelika, ihre erstgeborne Tochter noch an ihrem Busen nährend, begleitete ihren Gatten. — Laß mich von dem Schmerze schweigen, der diese erste Trennung von der geliebten Schwester uns Allen bereitete. August folgte seinem Berufe, sie ihrer Pflicht; — wir mußten uns darein ergeben. Wenige Monate darauf starb der Bruder des Landesherrn, unsers Stiefvaters verehrungs-

würdiger Gebieter und Gönner; und gleich als ob die tiefe Trauer, die sich durch diesen Verlust über das Gemüth unsers väterlichen Freundes verbreitete, die Kräfte des edlen Greises zu unserm Heile nicht erschöpfen sollte, erschien Stephan, unserer theuern Elise Verlobter, bei uns, die standhafte Geliebte als Gattin in das täglich beruhigter werdende Vaterland zurückzuführen. Er hatte schon im Stillen auch unsere Heimkehr dahin vorbereitet, und noch ehe sich die Bäume entlaubten, ging die Nachricht ein, daß Alles zu unserm Empfange in der Heimath bereit sei. In großer Bewegung trennten wir uns von der edlen freiherrlichen Wittwe, von unserer Dina, von dem freiherrlichen Landsitze und so mancher uns dort befreundeten Familie, besuchten auf der Heimreise die Grabhügel Valeriens zu Gotha und unserer Mutter zu Münden, und betraten in Coblenz den vaterländischen Boden wieder.

„Daß Elisens ehelichem Glücke der Tod ein frühes Ziel setzte, weißt Du, auch daß ich die Sorgen für den Sohn übernahm, bei dessen Erwachen zum Leben ihr irdisches Auge sich schloß. Etwa vier Jahre nach ihrem Hintritt weinte der holde Knabe mit mir am Sarge unsers Stiefvaters, der uns überall den frömmsten väterlichen Sinn bethätigt, mit Liebe und Sorge geleitet und beschützt hatte bis zum letzten Athemzuge seines würdigen Lebens. Mich hielt die Pflicht auf den elterlichen Gütern zurück, die größtentheils wieder in unserm Besitz waren. Deine Eltern hatten indessen einige Jahre im fernen Norden gelebt, und dort ihre Tochter wieder verloren; dort aber wurde Dir ein Bruder geboren und dort erwarb sich Dein Vater durch sein ausgezeichnetes Verhalten in den schwierigsten Verhältnissen die allge-

meinste Achtung. Das hohe Vertrauen seines Landesherrn rief ihn daher, als durch einen Todesfall eine Stelle in seinem Ministerrathe erledigt wurde, zur Uebernahme derselben nach ... zurück. Angelika fand daselbst ihre edle Schwiegermutter und ihre treffliche Dina wieder. Ich konnte ihrer dringenden Einladung nicht widerstehen und reiste mit dem kleinen Eugen, meinem Pfleglinge, dorthin, um einige — ich kann sagen — selige Monate im Kreise dieser liebevollen Familie und ihrer lieblichen Kinder zu verleben. Damals war ich Zeuge Deiner Geburt, meine geliebte Nichte, und hob Dich unter tausend innigen Segenswünschen aus der Taufe, in welcher Du den Namen Deiner Mutter erhieltest.

„Kaum war ich heimgekehrt, als Stadt und Land, wo Deine Eltern lebten, von Kriegsunruhen heimgesucht wurden, die jedoch für dießmal vorübergehend waren, und hier nicht würden erwähnt worden sein, wenn nicht ein finsteres Geschick gewollt hätte, daß mit dem durch die Hauptstadt ziehenden Kriegsvolke ein ansteckendes Fieber sich in dieselbe, in viele dortige Familien und auch in Dein elterliches Haus eingeschlichen hätte, wodurch auch Dein hoffnungsvoller Bruder dahingerafft wurde. Nur mit unendlicher Mühe wurde das Leben Deines Vaters gerettet. Dich hatte die freundliche Dina während dieser häuslichen Leiden in ihre mütterliche Pflege genommen. Langsam rang Dein Vater, noch schwerer und langsamer Deine Mutter von dem niederbeugenden Schmerze ihres erlittenen Verlustes sich empor. Dein Lächeln und ihr Gottvertrauen heilte endlich ihre Wunde, und es vergingen wieder mehrere friedliche Jahre, nur durch den Kummer getrübt, welchen die Nachricht uns verursachte, daß Stephan, Eugens ritterlicher Vater, —

als Mann von Ehre, wie als Gatte und Vater gleich achtungswerth, — in einer Schlacht gefallen war.

„Endlich kam das Ereigniß des Jahres 17**, nur zu verhängnißvoll auch für Dich. Dein Vater unterlag den Anstrengungen seines Dienstes, dem Gram über seines Fürsten und Vaterlandes Schicksal. Er sank, eine zu früh gereifte Frucht, von der Sichel des Todes getroffen, in's Grab, von Tausenden beweint, von Tausenden vermißt. — Welche Worte könnten den Schmerz Deiner Mutter schildern! Ich eilte auf die Nachricht von ihrem Verluste zu ihr und ward Zeuge ihres Grams, ihrer Seelenstärke — aber, ach! auch ihres Todes.

„Still, ohne Klage, ohne Thränen bestellte sie ihr Haus, ordnete sie alle, auch die geringste ihrer Angelegenheiten; ruhig, sanft und mild genügte sie allen, auch den angreifendsten Pflichten, die ihr bei ihrem Range und Stande die Zeitverhältnisse auferlegten; mit weiser Liebe entwarf sie den Plan Deiner Erziehung schriftlich und übergab ihn mit meiner völligen Zustimmung unserer Dina, als der Geeignetsten zur Ausführung. Noch fünf Monate wandelte Angelika nach ihres Gatten Tode wie ein halb verklärter Geist unter uns, jeden Tag ihre unendliche Liebe uns Allen bethätigend, und Dich mit heißen Segenswünschen überschüttend. Eines Morgens fanden wir sie in ihrem Gemach entseelt hingesunken auf dem Betschemmel, die Schreckniße des Todes durch die freundliche Milde ihrer Züge Lügen strafend, gleich als ob von dem letzten, reinen Gebete getragen ihr verklärter Geist aufgestiegen sei in die Heimath der Seligen.

„Weint hier Dein Auge, geliebte Nichte, stille Zähren tiefer Wehmuth, — o so ermiß den Schmerz, den ich am Sarge einer solchen Schwester empfand. O mein Gott,

ja, ich habe hohe, reine Freuden im Leben genossen, aber ach! auch des Bittern viel gekostet! Ich — ich war bestimmt, die Letzte zu sein am Sarge meiner voran=gegangenen Geliebten, Vater — Mutter — Schwestern. O ich habe viel — viel gelitten!

„Dina hat — Dein dankbares Herz wrd es ewig nicht vergessen — Deiner verewigten Mutter Wort und Zusage mit edler Treue gehalten, bei Dir mit zärtlicher Liebe ihre Stelle vertreten; da aber, als Du das drei=zehnte Jahr erreicht hattest, der Beruf Dina's Gatten — wie einst Deinen Vater — in's ferne Ausland rief und sie ihn begleiten mußte, hielten Dina und ich es für unsere Pflicht, Dich, als einzige Erbin eines so geehrten Namens, eines so bedeutenden Vermögens, selbst zu erziehen.

„Gott der Alliebende nehme Dich ferner in seinen heiligen Schutz; er regiere Deinen Sinn und behüte Dein Herz! Du stehst nunmehr an dem Eintritt in die Welt, das heißt, in des Lebens ernstere Verhältnisse, Du wirst nächstens selbstständig; wichtige Prüfungen Deiner Gefühle und Entschließungen stehen Dir bevor. Mögest Du Deinen bisherigen tugendhaften Grundsätzen das kräftigende Siegel der Treue aufdrücken; mögest Du Dir selbst getreu sein, und Du wirst Deiner Eltern überall werth bleiben. Ihr Segen ruht auf Dir; Du wirst ihn verdienen! —

„Wir werden im Verlaufe dieser Geschichte sehen, ob Angelika ihren vortrefflichen Grundsätzen treu blieb, und auf welche Weise der Segen ihrer Eltern in Er=füllung ging.„

# Zweites Kapitel,

## Der Bund zweier schönen Seelen. — Die ahnungsvollen Worte eines Priesters.

Der Graf von Weißenstein, einer der reichsten Gutsherren in der deutschen Provinz Lothringen, war im Jahre 1757 gestorben, und hinterließ als einzigen Erben seines Namens und seines Vermögens einen damals vierjährigen Sohn, August. Alle Liebe der frommen Gräfin ging nun auf dieses theure Kind über; sie erzog es in der Furcht Gottes und Liebe zur Tugend. August, mit allen Eigenschaften des Geistes und Herzens begabt, entsprach vollkommen ihren zärtlichen Sorgen; er benützte ebenfalls den Unterricht, welchen geschickte Lehrer ihm in den Sprachen und Wissenschaften ertheilten, und dieses von Gott gesegnete Kind ward in seinem zwei und zwanzigsten Jahre der vollkommenste Jüngling, welchen man weit und breit finden konnte, so daß er als Muster jeder Tugend und Vollkommenheit galt.

Sein Rang rief ihn an den französischen Hof; er ging in der Ueberzeugung hin, daß jeder den Vorschriften seines Standes, den ihm der Himmel angewiesen hat, folgen soll. Sein hoher Wuchs, seine einnehmende Gestalt, der Adel seiner Haltung, die Auszeichnung in seinen Manieren fesselten sogleich Aller Augen; denn die Erhabenheit seiner Gesinnungen, die Redlichkeit seines Her-

zens und die Offenheit seiner Sprache erregten ein Erstaunen, das bald der Bewunderung wich; endlich zogen die Einsichten seines Geistes und die Ueberlegenheit seiner Talente die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig **XVI.** auf ihn. Dieser Fürst, dessen Regierung so stürmisch und dessen Ende so beklagenswerth war, erhielt einst eine von dem Grafen von Weißenstein abgefaßte Denkschrift, worin dieser nach genauer Untersuchung aller Schwierigkeiten der Zeit und der möglichen Mittel, sie zu beseitigen, die richtigsten Ansichten mit den nützlichsten Rathschlägen vereinigt hatte. Sogleich wollte der König ihn zum Geheimrath ernennen. Aber eine solche Auszeichnung hätte zu viel Mißgunst und Neid erregt; Ludwig **XVI.** und Herr von Weißenstein kamen also überein, daß der letztere nur bisweilen und auf kurze Zeit an dem Hofe sich aufhalten und jedesmal an den König im Geheimen vertrauliche Aufsätze senden solle, wenn er es für nothwendig erachte, und besonders wenn mißliche Umstände eintreten würden. Tief gerührt von dem Zutrauen, womit der Fürst ihn beehrte, und fest entschlossen, nichts zu sparen, ja selbst im Nothfalle sein Vermögen und Leben aufzuopfern, um sich desselben würdig zu erzeigen, kehrte der Graf in sein Schloß zurück, und fing mit den treuen Anhängern des Königs in den verschiedenen Provinzen einen Briefwechsel an, um dem Gange aller Ereignisse zugleich zu folgen, und mit Pünktlichkeit die Verbindlichkeit zu erfüllen, die er gegen den Monarchen übernommen hatte.

Als er von einer neuen Reise an den Hof zurückkam, fand er seine Mutter in einem sehr beunruhigenden Zustande von Schwäche. Sie litt schon seit langer Zeit an einer langwierigen Krankheit, welche allen Heilmitteln

widerstanden hatte, und damals keiner Hoffnung auf Besserung mehr Raum gab. Im Gefühle des herannahenden Todes drang die Gräfin, welche ihren Sohn schon oft zur Heirath aufgemuntert hatte, lebhafter als je in ihn, ihren Wunsch zu erfüllen. Er hatte es immer aus Furcht verweigert, eine Person in das Schloß aufzunehmen, deren Launen oder Ansprüche seiner Mutter Kummer hätten verursachen können; da sie nun aber auf dem Sterbebette lag, fiel dieser Grund hinweg, und da sie ihn bat, er möchte ihr noch diesen Trost gewähren, so beschloß er, sich mit Angelika von Offingen zu vermählen, einem Fräulein von hoher Geburt, welche ihm seine Mutter als ein vollkommenes Muster aller weiblichen Tugenden vorschlug, wie wir sie bereits im ersten Kapitel aus der Unterhaltung mit ihrer Tante kennen gelernt haben.

Die Markisin von Leinheim, Angelika's alte kinderlose Tante, welche ihre Nichte als ihre Tochter betrachtete, hatte derselben, da sie von früher Kindheit an eine Waise und damals ein und zwanzig Jahre alt war, eine sorgfältige Erziehung gegeben. Das Schloß der Tante war nicht weit von dem der Gräfin entfernt; die beiden Damen besuchten einander oft, eine innige Freundschaft vereinigte sie, und schon seit langer Zeit hatten sie die Vermählung August's mit Angelika unter sich verabredet. Angelika war schön und reich, viele junge Herren warben um ihre Hand; aber da die Markisin in keinem diejenigen Eigenschaften fand, welche sie bei dem Gatten ihrer Nichte zu sehen wünschte, so hatte sie alle abgewiesen; August allein schien ihr würdig, Angelika zu besitzen, und fähig, sie glücklich zu machen.

Am 15. Brachmonat 1778 wurde von dem Kaplan

Pad. P.
2444

# Lebensschattirungen.

## Teutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

J. N. Mundbrod.

## Fünfter Band

oder der

## Neuen Folge

## Erster Band.

Enthaltend:

## Hildegarde

oder: **der Abschied vom Vaterhause.**

Mit einem Stahlstich.

Augsburg, 1848.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

79B

# Fünftes Buch.

## Neuere Zeit.

# Lebensschattirungen.

---

## Teutschlands reiferer Jugend

zur

Veredlung des Herzens und Bildung des Geistes

gewidmet

von dem

J. N. Mundbrod.

---

Sechster Band

oder der

Neuen Folge

Zweiter Band.

---

Mit einem Stahlstich.

---

Augsburg, 1848.
J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

# Hildegarde,

Augsburg, 1848.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

# Hildegarde,

oder:

# Der Abschied vom Vaterhause,

und

# Die Waise in der Fremde.

---

Eine Geschichte

aus der

**französischen Revolution,**

für die reifere Jugend

bearbeitet

von

**Joh. Nep. Mundbrod.**

---

**Motto:**

„In des Lebens Qual und Schmerzen
Gibt die Tugend stilles Glück!
Fester wird der Bund der Herzen,
Wenn die Thräne glüht im Blick.
Tugend bleibt ja unter Sorgen,
Schafft im fremden Land auch Ruh';
Lächelt sanft mit jedem Morgen
Muth und neue Kraft uns zu!"

---

Augsburg, 1848.

J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Der Arzt und Menschenfreund

oder

## Die Kunst in gute Laune

und

## Der Apfel vom Nußbaume

zu versetzen

Digitized by Google

# Vorrede.

In dieser Erzählung, welche wir hiermit der deutschen Jugend in die Hand geben, haben wir uns zur Aufgabe gemacht, ein Gemälde jener furchtbaren Zeit zu entwerfen, wo ein Volk sich gegen göttliche und weltliche Obrigkeit empörte, und seinen König, seinen Adel und seine Priester mordete oder aus dem Lande jagte. Zugleich aber suchten wir im Verlaufe der Geschichte zu zeigen, daß Gottes Gerechtigkeit jederzeit wach ist, wenn sie auch dem tollen Treiben der Menschen oft mit großer Langmuth zusieht; und daß der Bösewicht der Strafe nicht entgeht, gleich wie der Gute sicher auf den Lohn des Himmels rechnen darf. — Wir hielten gerade diesen Gegenstand, nämlich die französische Revolution, für den passendsten, weil wir heutzutage in demselben Lande und von demselben

Volke die nämliche Revolution aufführen sehen, wie sie der jugendliche Leser in dieser Erzählung beschrieben findet. Wer heutzutage in seinen besten Jahren ist, kann Alles das selbst noch erleben, was hier ohne Uebertreibung der Wahrheit gemäß geschildert wird. Möge sich der jugendliche Leser für künftige Ereignisse, in deren Strudel vielleicht auch er mit hineingerissen wird, aus den Begebenheiten der Vergangenheit weise Lehren sammeln, deren getreue Befolgung, welches Schicksal ihn auch treffen mag, ihn endlich in den Hafen wahrer Glückseligkeit sicher einführen wird. —

München, im März 1848.

Der Verfasser.

# Inhalt.

**Erstes Kapitel.** Die Erzählungen am Kaminfeuer. — Die Ausgewanderten. — Das Vermächtniß einer Mutter an ihre Tochter.

**Zweites Kapitel.** Der Bund zweier schöneu Seelen. — Die ahnungsvollen Worte eines Priesters.

**Drittes Kapitel.** Der treue Unterthan. — Hildegards Erziehung. — Die Markisin. — Die Arbeit. — Das Wickelzeug.

**Viertes Kapitel.** Der Wilddieb. — Das unterirdische Gewölbe. — Der Weg zur Flucht.

**Fünftes Kapitel.** Die zwei Revolutionsmänner. — Der Hochmuth im Unglück.

**Sechstes Kapitel.** Die Mordbrenner. — Die Flucht in's Gewölbe. — Die Hausunterſuchung. — Der dankbare Holzhacker. — Der Verrath. — Die Verhaftung.

**Siebentes Kapitel.** Die Todesangſt. — Unverhoffte Rettung. — Des Grafen Tod.

**Achtes Kapitel.** Arbeit, des Menschen bester Freund. — Die Handarbeit, eine Goldgrube. — Geduld im Leiden. — Großmuth gegen seine Feinde.

**Neuntes Kapitel.** Die Obsthändlerin. — Tod der Markisin. — Tod der Gräfin. — Das Heimweh. — Die Rückkehr in's Vaterland.

**Zehntes Kapitel.** Die alte und junge Spielerin. — Verrath und Gewissensbisse. — Wiedergefundene Freunde. — Christliche Genugthuung. — Das Schatzkästchen. — Der Besuch. — Die Vergeltung des Himmels.

# Erstes Kapitel.

**Die Erzählung am Kaminfeuer. — Die Ausgewanderten. — Das Vermächtniß einer Mutter an ihre Tochter.**

An einem jener stürmischen Winterabende, wo der Himmel sich in graue Wolken hüllt, und die Schneeflocken an den glinsenden Fensterscheiben sich aufthürmen, saßen zwei Personen am Kaminfeuer, welches eine liebliche Wärme in dem Zimmer verbreitete. Die eine derselben, die Markisin von Leinheim, war, ihrem Aussehen nach zu schließen, eine bereits bejahrte Dame, während die andere, ihre Nichte, noch in dem Frühlinge des Lebens stand. Nachdem beide längere Zeit lautlos neben einander gesessen hatten, unterbrach die Markisin das Stillschweigen, indem sie sich mit einem herzlichen Blicke zu Angelika, so hieß das jüngere Frauenzimmer, wandte und folgendermaßen zu reden anfing:

„Es ist nunmehr an der Zeit, Dir, theuerste Angelika, dasjenige mitzutheilen, was Dir als Vermächtniß Deiner seligen Mutter schätzenswerther sein wird, als die reichen Glücksgüter, welche durch den Fleiß Deiner Eltern erhalten und vermehrt wurden, die nun aber

Dein Besitzthum geworden und ein Unterpfand Deiner sorgenlosen Zukunft und völligen Unabhängigkeit sind. Du hast, meine theure Angelika, das Alter erreicht, in welchem ich Dir, nach dem Willen Deiner Mutter, von so manchen Dunkelheiten in dem Schicksale Deiner Eltern den umhüllenden Schleier ziehen soll. Ich fange heute damit an und werde es vorsichtig und mit all der Liebe thun, die mein Herz für meine unvergeßliche Schwester empfand, und die ich so gerne auf Dich — ihr holdes Ebenbild — vererben möchte.

„Angelika, Deine edle Mutter, meine Schwester, war die jüngste von uns vier Töchtern des allgemein geschätzten Marquis von Bearn; sie erblickte erst nach dem Hintritt unsers Vaters das Licht der Welt. Die zarte Blüthe ihres Lebens hatte der Schmerz schon vor ihrer Entfaltung mit kaltem Todeshauche bedroht, denn der schnelle Tod ihres Gatten warf unsere liebe Mutter auf ein langes Siechenbett, und in der Stunde von Angelika's Geburt waren wir in Gefahr, auch mutterlose Waisen zu werden. Mit einer bis zur Aengstlichkeit gesteigerten Sorgfalt wurde die kleine Angelika von der Mutter, wie von uns ältern Schwestern, bewacht und gepflegt, lohnte aber diese ihr so gerne gewidmete Liebe durch eine so glückliche und frühe Entfaltung geistiger wie körperlicher Kräfte, daß sie schon in ihrem zwölften Jahre an unsern Beschäftigungen und Lernstunden Antheil nehmen konnte, obwohl wir bereits zu Jungfrauen herangereift, und die beiden Aeltesten von uns verlobte Bräute waren. Unsere Mutter, nur der Erziehung ihrer Kinder sich widmend, und kein anderes Glück suchend und kennend, als in ihrem Kreise zu nützen, hatte, von der Sorge der Verwaltung ihrer großen Besitzungen, die

am linken Ufer des Rheines lagen, gedrückt, ohne Rath und Schutz in einer sehr bewegten Zeit, durch die wichtigsten Rücksichten für uns bewogen, nach achtjährigem Wittwenstande ein neues Eheband mit dem Baron von Fersen geknüpft, durch welches uns keine Geschwister, wohl aber in unserm Stiefvater der zärtlichste Freund, der würdigste Rathgeber zugeführt wurde. Aus entfernten Linien dieses alten, berühmten Hauses stammten die beiden Brüder her, mit denen Elise und Valerie, unsere älteren Schwestern, verlobt waren, und schon zählte das beglückte Doppelpaar die Monate bis zum Tage ihrer Vereinigung, da brach ein Krieg aus und ergriff schon mit seinen ersten Erschütterungen auch unsere blühende Provinz. O düstere, schwere Zeit, voll ernster Geschicke und bitterer Prüfungen; — Ehre und Pflicht riefen die verlobten Männer in entfernte Länder, während das unsrige bald von Bewaffneten aller Parteien überschwemmt und ausgesogen ward. Unser Stiefvater schützte die Seinen mit Kraft und Weisheit; als aber der Drang der Umstände zu mächtig, die Parteienwuth zu heftig, die Unruhe um das benachbarte Trier und Koblenz her zu tobend und für Person und Ehre keine Sicherheit mehr zu finden war, da brachen auch unsere Eltern auf und verließen mit uns den vaterländischen Boden, den wir scheidend mit zahllosen Thränen benetzten.

„Von jetzt an — o welch ein unstetes Leben führten wir! — welche Sorgen, welcher Kummer kehrte in unserm stillen Kreise ein, wo sonst nur Ruhe und Frohsinn wohnten. Marie, unsere treffliche Mutter, unterlag dem schrecklichen Wechsel unseres Schicksals, und tief — fast bis zum Tode — beugte ihren Gatten dieser Verlust. Wir bestatteten im stillen Weserthal, unfern Münden, die

Langbeweinte zur Gruft, und zogen uns östlicher nach Deutschland hinein, wo unser väterlicher Freund späterhin am Hofe des edlen Churfürsten von ... einen Ruheplatz für sich und uns fand. Dort floßen im Stillen die Thränen Elisens um den entfernten Verlobten, von dessen Schicksal sie erst nach Jahren Kunde erhielt. Valerie sah ihren Emil hienieden nicht wieder. Er war in einer mörderischen Schlacht gefallen. Die Verlobte folgte dem Bräutigam ein Jahr später, um droben im Himmel ein schönes und dauerndes Bündniß zu schließen, als es der Erde wechselvolle Ereigniße gestatten. Elise wurde erst später mit ihrem Stephan verbunden. — Die ersten Mutterfreuden mußte die sanfte Dulderin mit ihrem Leben erkaufen. Ihr Gatte ging den Weg des Ruhms und starb nach einigen Jahren den Heldentod. Er hinterließ einen blühenden Knaben, Namens Eugen.

„Du weißt, meine theure Angelika, daß eine Unvorsichtigkeit der Wärterin in meiner zartesten Jugend mein Aeußeres verunstaltet, und mich aller Ansprüche auf Schönheit beraubt hat. Ich murre nicht — es war Gottes Fügung. Neidlos — Er sei mein Zeuge! — habe ich die Schönheit meiner Schwestern sich entwickeln sehen, mich entschädigte der Anblick ihrer holdseligen Gestalten, ihre Unschuld und ihre Liebenswürdigkeit, ach! und vor allem ihre unaussprechliche Liebe zu mir. O meine verklärte Mutter, tugendhafte, fromme Marie! dir allein danke ich es, daß du mein Herz so, und nicht anders bildetest, daß du mich Gott und die Menschen lieben, der Tugend huldigen, Schönheit würdigen und für die Meinigen zu jedem Opfer bereit sein lehrtest. So fand ich — von der Welt nicht gesucht und nicht bemerkt — ein stilles Glück, und konnte im Verborgenen

Gutes wirken mit heiterer Kraft bis auf den heutigen Tag.

„Ich habe die Thränen meiner edlen Mutter getrocknet und mit ihr in trüben Stunden gebetet, wenn Sorge und Kummer dem bangen Herzen zu schwer wurden; ich habe sie gepflegt in ärmlichen Hütten unter allen Drangsalen der Flucht, unter allen Schreckniſſen des Krieges; ich habe ihre letzten Seufzer gehört und ihre letzten Segnungen empfangen. Meine Schwestern haben in meine Brust die ersten Geheimniſſe ihrer Liebe ausgeschüttet, haben an derselben ihre Leiden ausgeweint. Valerie ging aus meinen Armen zu Gott. Elisens Sohn Eugen habe ich erzogen, bis er in eine Bildungsanstalt für seine Laufbahn als Krieger eintrat; und unserm edlen Freunde, dem zweiten Gatten meiner Mutter, habe ich die Liebe zu vergelten gestrebt, die er seinen Stiefkindern so väterlich erwies. Unter meiner Pflege genoß der herrliche Greis auf vaterländischem Boden nach unserer Rückkehr noch einige ruhige, heitere Jahre im Schooße der Seinigen; ich war seine letzte Pflegerin und drückte ihm — seinem früheren Wunsche gemäß — das sterbende Auge zu. O Angelika, geliebte Tochter meiner unvergeßlichen Schwester, ich habe nicht vergebens gelebt! denn ich war der Trost meiner ganzen Familie.

„Reich aber würde mein Dasein schon durch die Liebe sein, die ich Deiner verewigten Mutter widmete und die ich von ihr im ferundlichsten Austausche empfing. Ja, Deine Mutter, sie war recht eigentlich der gute Genius unserer Familie, ein heiliger Schutzgeist für bange, zaghafte, zweifelnde Herzen, über die das Schicksal Schweres verhängte. Schon als Kind — ich sagte es Dir — entwickelte diese herrliche Angelika die unge-

wöhnlichsten Gaben und Kräfte, Tiefe und Zartheit des Gefühls, welche Alle, die sie umgaben, zur gerechten Bewunderung hinriß. Als der Krieg ausbrach, hatte sie noch nicht das zwölfte Jahr vollendet, aber keines von uns konnte von dem gewaltigen Zeitereignisse tiefer ergriffen sein, als Angelika.

„Die Schule ernster Prüfungen und schwerer Leiden, in welches sie bei dem Eintritte in das Alter gehen mußte, wo der menschliche Geist überhaupt, und besonders das weibliche Herz, sich höher zu entwickeln anfangen, bildete die zarte Angelika frühe und ungewöhnlich aus, und ließ Fähigkeiten und Kräfte in ihr reifen, die man bei dem lieblichen Mädchen wohl nicht erwartet hätte.

„Die mitleidsvolle Theilnahme, welche das Schicksal derer, die, vor den Schrecknissen des Krieges flüchtend, ihr überrheinisches Vaterland verlassen hatten, anfänglich in Deutschland erregte, war durch das tadelnswerthe Benehmen eines großen Theiles dieser Flüchtlinge zu der Zeit, als wir in die sächsischen Staaten gelangten, schon mindestens in Kälte, wo nicht gar in Unwillen übergegangen, und besonders der höhere Adel fing an, sich von den sonst mit bereitwilligster Gefälligkeit aufgenommenen Ausgewanderten, selbst an den fürstlichen Höfen, zurückzuziehen. Wir — zwar französischen Stammes, aber doch an Deutschlands Gränzen geboren und erzogen, mit der deutschen Sprache und Sitte bekannt, empfanden zwar — und ich darf hinzusetzen, durch die Achtung, in welcher unsere wohlbekannte Familie überall gestanden hatte, und welche durch unser vorsichtiges und stilles Verhalten in der Fremde wohl nicht geschmälert werden konnte — das verwundende Mißtrauen der gebildeten

Deutschen, über welches sich andere Theilnehmer unsers Schicksals so oft beklagten, weit weniger. Wir blieben jedoch auch nicht von wehethuenden Erfahrungen dieser Art im Auslande frei, hatten vielmehr dieselben, und zwar am schmerzlichsten von uns Allen Angelika, bei der auf ihr Leben und Schicksal einflußreichsten Begebenheit, öfters bitter genug mit Andern zu theilen.

„Durch die hochherzige Fürstin von ... an dem Hofe zu ... vorgestellt, fand unser Stiefvater bald bei dem Bruder des Landesherrn besondern Zutritt und gewann dessen Vertrauen in eben dem Grade, als seine Tugenden und Talente es verdienten. Wir Geschwister wurden von dem Wohlwollen der Mitglieder des regierenden Hauses vielfältig ausgezeichnet, und wie konnte es uns anders als wohl sein in der Nähe von Personen, deren persönlicher Werth höher noch, als ihr ausgezeichneter Rang glänzte. Wo die Gunst der Großen ihre beneideten Gaben spendet, da bleibt der Eifer der Hofleute nicht zurück. Man vergaß es, oder man ließ uns merken, daß man vergessen wolle, daß wir Ausgewanderte wären, zog uns in alle glänzenden Zirkel, und wir mußten hiebei manches schwere Opfer unserer Zeit und unserer Vorliebe zu nützlichen Beschäftigungen bringen. Diese Beschäftigungen gewährten uns, nächst dem Streben nach wissenschaftlicher Bildung, besonders auch die Künste und unter ihnen vornehmlich Malerei und Musik, welche beide an diesem Hofe reiche Nahrung durch die kostbaren Sammlungen von Kupferwerken, und durch die große Aufmunterung und Unterstützung ausgezeichneter Künstler fanden. Elisens schöner Gesang machte sie — ich möchte fast sagen — berühmt. Ich, wie Du weißt, hatte mein Fortepianospiel sehr ausgebildet, und Deine Mutter ent-

wickelte ein so entschiedenes Talent für Malerei, daß sie frühe die Aufmerksamkeit der tüchtigsten Meister in . . . auf sich zog. Dabei war ihr Harfenspiel so vortrefflich, so hinreißend, daß ich selbst, die doch die tägliche Zeugin ihrer musikalischen Uebungen war, oft die tiefste Wirkung der Harmonien empfand, die sie ihrem Instrumente wundersam zu entlocken wußte. Eine Jungfrau aber in ihrem Blüthenalter, holdselig und mild, reizend und fromm wie wenige, und mit solchen Talenten geschmückt, mußte Eindruck machen, und machte ihn, wo sie erschien. Bald fehlte es nicht an Schmeichlern, an sogenannten Anbetern, und auch nicht an Bewerbern um ihre Hand. Unser Stiefvater, der Angelika's Harmlosigkeit eben so gut kannte, als er ihr das stille, friedliche Leben in unserer jetzigen Lage, nach so manchen früh erlebten Gemüthserschütterungen, gönnte, lehnte alle Anträge zu einer ehelichen Verbindung mit ihr unter der bestimmten Erklärung ab: „daß er der eigenen Wahl seiner Tochter nicht vorgreifen und ihrem dazu noch sehr jugendlichen Herzen hinlänglich Zeit zur Ueberlegung lassen wolle." Dieses Herz hatte aber bereits das verwandte gefunden, hatte gewählt und still den Bund geschlossen, den Welt und Menschen nicht zu lösen im Stande sind.

„Der Freiherr von Offingen, vieljähriger Minister am Hofe zu . . ., und obschon, theils seines Podagra wegen, theils weil sein finsterer Adelsstolz ihn mit den liberalen Ideen und Grundsätzen der damaligen aufgeregten Zeit in Zwiespalt gebracht hatte — nicht mehr als solcher in Thätigkeit, aber von dem Landesherrn seiner sonstigen Eigenschaften halber noch immer mit vollem Vertrauen beehrt, machte in der Hauptstadt das größte Haus, und es galt für die schätzbarste Auszeich-

nung, Zutritt in demselben zu erhalten. Der sehr große Reichthum des Freiherrn, seine in wichtigen Staatsgeschäften früh erlangte Bildung und sein Ansehen im Auslande waren die Veranlassung, daß sich ein erlesener Kreis durch Rang, Stand und Bildung ihm ähnlicher Personen um ihn versammelte, und von der Liebenswürdigkeit der meisten Mitglieder seiner Familie gefesselt, sein Haus für den Sitz des Anstandes und jedes Guten und Schönen hielt. Die Seele dieses Cirkels war die Gemahlin des Freiherrn — ein schwesterliches Bild unserer verewigten Mutter — eine durch Herzensgüte und Geist gleich ausgezeichnete Frau. Ich gestehe Dir, wir jauchzten freudig auf, als der Vater uns eines Tages ankündigte, daß er von dem Freiherrn von Offingen eine mit — ungewöhnlicher Theilnahme begleitete Einladung für uns erhalten habe, welcher wir mit großer Aufregung unseres Gemüthes folgten. War das vielleicht ein Vorgefühl der Dinge, die da kommen sollten? — —

„Ich muß Dir, geliebte Nichte, die Familie des Freiherrn schildern. Ihn selbst und seine Gemahlin kennst Du schon. Er hatte zwei Söhne, von denen der ältere August, der jüngere Friedrich hieß. Zwischen beiden stand an Alter Dina, die einzige Tochter. Noch lebte eine ältere Schwester des Freiherrn in dessen Hause, Rosa, Freiin von Offingen, die unverheirathet geblieben und jetzt Stiftsdame zu ..., war. Verschiedenere Charaktere konnten zwei Brüder nicht haben, als diese. August — ein Mann von etwa 30 Jahren, stand schon in einem bedeutenden Staatsamte, und von dem Landesherrn wegen nützlicher Dienste, die er bereits bei Gesandtschaften im Auslande geleistet, eben so geschätzt, als von Allen, die ihn kannten, wegen seines streng rechtschaffenen und sehr

edlen Herzens verehrt, war ein ernster, stiller Mann, ruhig und anscheinend kalt in seinem Wesen, von umfassendem Verstande, aber von tiefem Gefühle für Wahrheit und Recht in verschwiegener Brust glühend. Ferdinand dagegen, etwa 24 Jahre alt und Rittmeister in der Garde, hatte ein heiteres Temperament und viel leichtern Sinn, strotzte von Kraft und Lebenslust, die ihn in einen Strudel von Zerstreuungen stürzte; auch war er nicht ohne Stolz, dabei heftig bis zum Jähzorn und galt für sehr ehrgeizig, ja sogar für etwas rachsüchtig. Seine Leidenschaftlichkeit hatte ihn schon in manche verdrießliche Händel verwickelt und seiner Familie manche Unruhe bereitet. Einmal aufgeregt — und er war dieß sehr leicht — hatte der Vater selbst Mühe, ihn zu besänftigen, wie streng er sonst auch als Herr in seinem Hause war. Dina, die Tochter — o wer könnte das herrliche, gemüthliche Wesen mit dem klaren, richtigen Blick in alle Lebensverhältnisse, mit dem reinen, liebendfrommen Sinn, mit der Himmelssanftmuth würdig genug schildern! Aller Herzen hingen ihr an; selbst der wilde Ferdinand war ihr innig ergeben, aber in der eigenen Brust blutete ihr langsam eine nicht heilende Wunde. Sie hatte einem edlen Manne und Staatsdiener ihre volle Liebe geschenkt, aber er war bürgerlichen Herkommens, und der hocherzürnte Vater zu keiner Einwilligung in ihre Verbindung mit dem Geliebten zu bewegen; ja derselbe war so weit gegangen, sich sogar eine Zeit lang des Anblicks seiner sonst so geliebten Tochter zu berauben, und hatte sich nur schwer dazu verstanden, sie eher wieder zu sehen, bevor sie eine standesmäßige Heirath geschlossen hatte. Dina's Mutter weinte mit ihrer Tochter manche stille Thräne des tiefsten Schmerzes — aber sie mußten sich

dem Willen des Gatten und Vaters schweigend unterwerfen, der fest und unbeugsam bei seiner Meinung und seinen Urtheilen über Stand und gesellschaftliches Verhältniß verharrte. Die Tante Rosa, sein Echo in diesen Aeußerungen, liebte Niemand als verschiedene Katzen und Hunde — fand ihren Bruder sehr edel, aber viel zu gutmüthig, ihre Schwägerin langweilig, ihren ältern Neffen — bis auf seine offenherzige Geradheit — leidlich, den jüngern, als ein verderbenes Weltkind — bedauernswürdig und ihre Nichte Dina — lediglich nur noch für ein Kloster tauglich.

„Dieß waren die Personen des freiherrlichen Hauses, in welches das Schicksal uns den Eintritt öffnete. Die ersten Besuche in demselben vergingen ohne etwas Bemerkenswerthes. Wir bezogen aus unsern jenseits des Rheins gelegenen Gütern kein Einkommen; der Zinsertrag eines mühsam geretteten Kapitals, das durch unsere bisherige Lage schon hatte angegriffen werden müssen, sicherte uns zwar vor Sorgen des Unterhalts, verbot aber auch jede Art von äußerm Aufwande. Wir konnten daher die in dem Hause des Freiherrn gefundene Aufnahme nicht in gleicher Art erwiedern. Die Gemahlin desselben besuchte uns aber öfter mit ihrer Dina in unserm kleinen, reizend gelegenen Landhause am Ufer der Elbe. Die Rebe kann sich nicht inniger an ihren Stab, der Epheu nicht fester an die Ulme schmiegen, als wir Geschwister uns dieser herrlichen Frau und der liebenswürdigen Dina anschloßen. In ihrem Umgang trockneten unsere Thränen über Valeriens Hintritt; da vergaßen wir, daß wir heimathlose Flüchtlinge waren. Wir arbeiteten mit einander in Stickereien, wir lasen, machten Musik, malten. Bald war Dina am liebsten bei uns

und die Mutter vergalt es uns durch tausend Zeichen der Zärtlichkeit, daß wir das erste Lächeln wieder in die Züge, die ersten Rosen auf die Wangen ihrer leidenden Tochter brachten. Daß wir in der freiherrlichen Familie nun bald wie Hausgenossen betrachtet und in ihren Zirkeln mit Auszeichnung behandelt wurden, war eine natürliche Folge. Selbst der alte Freiherr kam uns mit Artigkeiten entgegen, und widmete unserm Stiefvater manche Aufmerksamkeit. So ging der nächste Winter vorüber, und mit den Nachtigallen zugleich begrüßten wir wieder unsern ländlichen Wohnsitz.

„Inzwischen hatte sich unsere häusliche Lage merklich verändert. Unser Stiefvater, von dem Bruder des Landesherrn immer ausgezeichnet, war demselben so unentbehrlich geworden, daß dieser sich ihn von jenem zum Kammerherrn erbeten hatte, ein Amt, das ehrenvoll und einträglich zugleich, aber auch die Veranlassung zu so manchen Verfolgungen heimlichen Neides von Seiten derer war, die sich durch den dem Ausgewanderten gestatteten Vorzug gekränkt glaubten. Die Stellung unsers Stiefvaters erforderte seine Gegenwart bei Hofe, und auch wir mußten nicht nur dort öfter erscheinen, sondern von nun an auch bei uns Gesellschaften sehen. Die liebste war uns die Familie des Freiherrn von Offingen, obschon er selbst niemals erschien und sich überhaupt seit der Ernennung unsers Stiefvaters zum Kammerherrn von diesem merklich zurückzog. Dina war unsere tägliche Gesellschaft; wir alle hingen mit gleicher Zärtlichkeit diesem edlen Wesen an, und sahen die Begleitung ihres ältern Bruders August gern, weil er seiner Schwester im Charakter sehr ähnlich und ein durch die hohe Reife seiner sittlichen Bildung wie durch seine geistreiche Unter-

haltung sehr anziehender Mann war, der zwar gesucht sein wollte, aber auch, wenn man ihn gefunden hatte, mit Zinsen belohnte. Seine Erholungsstunden füllten Musik und Malerei aus; er leistete in beiden Künsten Bedeutendes und wir verlebten heitere Wonnestunden.

„Desto mehr machte uns sein wilder Bruder Ferdinand zu schaffen; kein böser, aber ein verwahrloster Mensch, dem Genuß Alles, sein Höchstes, der Götze war, dem er allein huldigte und lebte. Längst war er Angelika mit seiner Lebhaftigkeit lästig gewesen, aber sie hatte ihn seiner trefflichen Mutter und Geschwister wegen geduldet; jetzt fing er sie mit seiner Zärtlichkeit zu verfolgen an, und je milder sie ihn allmählig zu der Ueberzeugung zu leiten hoffte, daß seine Wünsche vergeblich wären, desto ungestümmer, desto zudringlicher ward er, bis er einst sogar in Gegenwart der Seinigen mit einem leidenschaftlichen Bekenntniß heißer Liebe zu Angelika und zugleich mit den heftigsten Betheurungen hervorbrach: daß nur Er sie besitzen müsse und nie dulden wolle, daß sie eines Andern Eigenthum werde. — Böser, verhängnißvoller Augenblick dieses Geständnisses! Angelika sank ohnmächtig in Elisens Arm. Dina's und ihrer Mutter Thränen benetzten sie. Leichenblaß ergriff August seines Bruders Hand, und zog den Erhitzten mit sich fort. Stumm und allein saßen wir weinende Geschwister eine Stunde nachher uns gegenüber. Der Gedanke an den Freiherrn war wie ein Schreckbild vor unsern Geist getreten. Angelika's Harfe erklang klagend durch die Nacht. Sie selbst konnte seit dieser Stunde ihr Lächeln nicht wieder gewinnen.

„Die Gemahlin des Freiherrn hatte es über ihren jüngsten Sohn gewonnen, daß er schwieg; denn daß er

mit seinem Vater für jetzt wenigstens von seiner Liebe nicht sprechen dürfe, das begriff er selbst im ersten, ruhigen Augenblicke. Die Folge jenes Auftritts war aber, daß wir Dina und ihre Mutter seltener sahen; unsere Herzen bluteten — und nicht unsere allein.

„Die Familie des Freiherrn von Offingen erschien plötzlich in Trauer. Seine jüngere Schwester Melanie, früher an einen Grafen C*, General in österreichischen Diensten, verheirathet — der in einem Feldzuge gegen die Franzosen geblieben war — und während ihres Wittwenstandes in einer Stadt Deutschlands in klösterlicher Einsamkeit lebend, war mit Hinterlassung einer einzigen Tochter gestorben. Diese nahm der Freiherr jetzt in sein Haus und mit ihr zog nicht eben Eintracht und Frohsinn in dasselbe ein. Die Gräfin Melanie war in Dina's Alter, aber schon sehr verblüht, eine durch verkehrte Erziehung völlig verbildete Dame, voll wunderlichen Gemisches von halbgelehrten Kenntnissen, in gesellschaftlichen Verhältnissen fremd, aber gar nicht ohne große Ansprüche, durch einen sehr bedeutenden Reichthum unterstützt, und in der letztverflossenen Zeit durch den Umgang mit Frömmlern auf eine wirklich bedauernswerthe Art irre geleitet.

„Noch heute — nach dem Verlauf langer Jahre — kann ich nicht ohne Schmerz an den Kummer zurückdenken, den diese Melanie der edlen Gattin des Freiherrn, unserer theuren Dina — ach! und auch uns bereitete. Der Freiherr widmete ihr nur zu viel Theilnahme und Aufmerksamkeit, wie er ihr denn diese ihrem Stande und verwandtschaftlichen Verhältnisse schuldig zu sein glaubte; bald aber ward es klar, daß er die Absicht hatte, Melanie mit seinem ältesten Sohne zu vermählen. Zwar

zeigte die Nichte sich anfänglich diesem Plane des Freiherrn äußerlich abgeneigt, aber die Zeit lehrte, daß sie durch diese Maske nur desto sicherer volle Duldung ihrer Launen, volle Freiheit ihrer gewohnten Lebensweise im Hause des Freiherrn und durch endliche Nachgiebigkeit gegen dessen Wünsche einen desto größern Einfluß auf ihn selbst zu erlangen, und so ihren eigenen geheimen Zweck, den Besitz des Freiherrn August von Offingen, zu erreichen hoffte.

„Oft schüttete Dina und ihre Mutter in einsamen Stunden ihren stillen Harm in Thränen vor uns aus, und gewiß, sie fanden in unsern Herzen volle unbegränzte Theilnahme. Uebrigens herrschte eine drückende Spannung zwischen den andern Mitgliedern des freiherrlichen Hauses und uns, bei unserm öffentlichen Erscheinen vor einander. Ferdinand und Melanie wirkten auf verschiedenem Wege dazu mit, und was des Erstern ungeduldige Leidenschaftlichkeit verdarb, das machte die zweideutige Freundschaft der Letztern unheilbar. Wahrscheinlich war sie es gewesen, die dem alten Freiherrn Ferdinand's Gefühle und Wünsche in Betreff Angelika's entdeckt hatte, denn völlig unerwartet schrieb jener unserm Stiefvater in kalten, schneidenden Worten: „daß er seiner jüngsten Tochter die Unmöglichkeit erklären möge, sich mit der Familie des Freiherrn von Offingen verbunden zu sehen.“ Die Antwort war der Sache angemessen; der Vater ersuchte uns aber, das freiherrliche Haus zu meiden. Dieß konnte jedoch nicht ohne Aufsehen geschehen. Wir waren daher vielfältigen, und von Seiten gewisser Familien nicht eben schonenden, Urtheilen ausgesetzt. O was erlitten wir dabei! Wie trübe war der Horizont unseres in dem friedlichen, schönen ... jüngst so heitern Lebens geworden!

Lange Monate schlichen leise in unserer nicht ganz freiwilligen Einsamkeit hin. Vor Allem war es die Religion, unsere göttliche Freundin, welche uns beschäftigte und tröstete. Angelika war unverkennbar und am tiefsten angegriffen. Sie bedurfte und fand am häufigsten in Jesu Lehre die Kraft, deren ihr sichtbar leidendes Herz bedurfte.

„Elise und ich, wir waren darüber einig, daß in ihrer Brust ein großer Schmerz verborgen liege, — ob aber eine geheime Liebe zu Ferdinand diesen hatte erzeugen können und jetzt ihn unterhielt — das war uns doch sehr zweifelhaft. Angelika lächelte durch Thränen und schwieg. Wir ehrten ihr Geheimniß.

„Ein Prinz des regierenden Hauses trat um diese Zeit eine Reise nach Wien an, um von dort zur kaiserlichen Armee, die in Italien gegen Frankreichs Heere focht, zu gehen, und bei derselben den wiedereröffneten Feldzug mitzumachen. Der alte Freiherr erbat sich vom Landesherrn die Gunst, seinen zweiten Sohn mit in das Gefolge des Prinzen zu versetzen, und erhielt die Bewilligung. Ferdinand's Ungestüm sah eine neue Laufbahn der Ehre vor sich — er vergaß seines Vaters Härte, seine Verbindungen, seine Hoffnungen und war entzückt, in den Krieg ziehen zu können. Sein Abschied von uns war frostig. Angelika sah ihn gar nicht. Wir blieben hinsichtlich ihrer in unserer vorigen Ungewißheit.

„Der Freiherr August von Offingen, welcher sich überhaupt von den väterlichen Absichten und Wünschen unabhängiger als seine Familienglieder zeigte, hatte den Umgang mit unserm Stiefvater so wenig als mit uns abgebrochen. Er kam nicht oft, aber wenn er erschien, war sein Eintritt in unser Haus ein Festtag für uns.

Die Stunden flogen in der Unterhaltung mit dem ruhig heitern Manne, voll Würde und Klarheit des Geistes, wie Augenblicke dahin. Nebenher legten wir ihm und er uns von den Unterstützungen Rechenschaft ab, die wir aus einer schon längst unter uns errichteten kleinen Familienkasse an Hilfsbedürftige still gelangen ließen. Angelika und ich, wir waren die Rechnerinen derselben, Dina und Elise die Sammlerinen der Gaben, August unser Kassierer. Wir fertigten gern und oft weibliche Handarbeiten für unser kleines Wohlthätigkeits-Institut; August that auch viel dafür. So bestand unter uns ein würdiges Verhältniß in stiller, gemüthlicher Wirksamkeit fort.

„Eines Tages eilte gegen Abend eine Bekannte zu uns in das Zimmer, uns mit Hastigkeit verkündend: August von Offingen sei mit der Gräfin Melanie verlobt. Angelika hatte eben die Harfe gespielt; sie entglitt ihrer Hand, und rauschend zersprangen einige Saiten. Sich entschuldigend zog Angelika sich mit ihrer Harfe zurück. Der bebende Saitenton hallte in meiner Seele wieder; ich konnte kaum erwarten, daß der Besuch sich empfahl. Angelika war, wie ich glaubte, auf ihrem Zimmer; ich schwankte, ob ich sie aufsuchen sollte, oder nicht. — Mir war so beklommen um's Herz; ich trat in die Dämmerung des Gartens hinaus. Da kam Angelika mir langsam entgegen, umfaßte mich innig und stammelte, als wir die grünende Jasminlaube erreicht hatten: „weine, Manon, weine mit deiner unglücklichen Angelika, — ich liebe den Mann, der heute Melanie's Verlobter ward.“ — O welche Entdeckung! — welcher Abend, welche Nacht voll Unruhe, die darauf folgte!

„Früh mit dem ersten Morgenstrahle war ich wieder

in der Laube, still zu Gott betend: mir Gnade und Kraft zu verleihen, meiner leidenden Schwester Trösterin zu sein. Bald erschien auch Angelika. Sie war ruhig, sang zur Harfe ein frommes und andächtiges Morgenlied, und ging mit dem ersten Schall der Glocken in die nächste Kirche. Keine Thräne rann mehr. „Ich habe gebetet," sprach sie in's Zimmer heimkehrend, „Gott wird meine Hilfe sein."

„Da that sich die Thüre vom Garten her leise auf, und — August trat herein. „Sie sind schneller als ich, mein Fräulein," wandte er sich zur erschrockenen Angelika, „ich wollte Ihnen meine Begleitung bei Ihrem Rückwege aus der Kirche anbieten, aber Ihr beflügelter Gang ließ mich nicht dazu gelangen. Dennoch mußte ich Ihnen folgen, denn ich habe Ihnen eine Neuigkeit zu verkünden, die uns Allen einen frohen Tag machen wird. Gräfin Melanie verläßt heute unser Haus." — Wir sahen uns und ihn verwundert an. Ruhig fuhr er fort: „Mein Vater meint es gut mit seinen Kindern, er will uns gerne glücklich sehen — aber nach seiner Art, das heißt, reich — sehr reich und hochgestellt. Mir hatte er Melanie zur Gattin ausersehen und die Sache mit ihr in's Reine gebracht. Gestern eröffnete er mir diesen seinen Wunsch und forderte mich auf — da gerade große Gesellschaft im Hause war — mein Ja derselben in eigener Person zu bringen und diese Angelegenheit mit einer Ueberraschung für die gute Mutter zu verbinden. Meine Antwort war aber ein ruhiges Nein; das wunderte ihn erst, und als ich es wiederholte, erzürnte es ihn; ich blieb ruhig bei meinem Nein; er hieß mich gehen, und ich gehorchte, indem ich eilig noch der Mutter Nachricht von dem Vorfalle gab. Sie können denken, was sie

und Dina empfanden. Noch gestern Abend hat Melanie ihre heutige Abreise erklärt, und ist, wie mir Dina heute früh schrieb, die ganze Nacht über selbst mit Einpacken beschäftigt gewesen. In wenigen Stunden ist unserm Hause Friede und Eintracht wieder gegeben." —

„Wir waren verwirrt, ich gestehe es, und konnten vielleicht nicht gleich die passende Erwiederung finden; Angelika aber überwältigte ihr Gefühl. Wie ein Blitzstrahl traf der laute Ausbruch ihrer Thränen August's Herz, er nahte sich der Weinenden — er fragte nach dem Grund ihrer Bewegung und klagte sich mit zitternder Stimme an, vielleicht unzeitig und unzart eine Mittheilung gemacht zu haben, bei der er auf unsere Nachsicht gerechnet hatte. Seine Tritte wankten, als er Angelika zum Sopha geleitete, und als diese den Himmelsblick auf ihn wandte, ihn von aller Schuld freisprach, und ihre Bewegung mit der ängstlichen Besorgniß entschuldigte, daß sein Bündniß mit Melanie ihn vielleicht nicht so glücklich gemacht hätte, als er es verdiene, da bezwang er sich nicht länger, er gestand ihr mit ruhiger Würde seine Liebe, und fand sich bald von der Erwählten seines Herzens und von unsern schwesterlichen Umarmungen umschlungen. O schöne Angelika! Nie konnten sich zwei edlere Herzen zum innigsten Bunde vereinen.

„Ich benachrichtigte unsern Stiefvater, der durch seinen Dienst auf dem Lustschlosse seines Fürsten zurückgehalten ward, von unserm Wunsche, ihn recht bald zu sehen. Er kam, um den Bund der Liebenden mit zärtlichster Empfindung zu segnen. Hätte Angelika den wilden Ferdinand geliebt, so würde er zögernd und mit schwerem Herzen seine Einwilligung gegeben haben. August aber war selbstständig und ein bewährter, sehr

edler Mann; in wessen Hände konnte er Angelika's Schicksal mit größerm Vertrauen legen?

„Gräfin Melanie war abgereist; jedoch nur nach einer benachbarten Residenz, nicht nach Wien, wie sie zuerst vorgegeben hatte. August kehrte Nachmittags in die Stadt zurück und brachte seiner Mutter und Dina die Nachricht seiner Verlobung mit Angelika. Beide kamen gegen Abend in hastiger Eile zu uns, um ihre überströmende Freude an der Brust der lieblichen Braut unter Thränen auszuschütten. Sie konnten nur eine Stunde mit August bei uns verweilen — aber die Seligkeit dieser Stunde wog auch Jahre voll Kummer auf. Wir Geschwister feierten am Abend dieses wechselvollen, denkwürdigen Tages, Hand in Hand in derselben Laube, wo gestern so heiße Zähren geflossen waren, unser Dankfest vor Gott, der Angelika's Schicksal so unerwartet und so liebend gelenkt hatte. Ach! wir waren des Beistandes des Herrn der Schicksale, und des Trostes der heiligen Religion bald wieder sehr bedürftig.

„August hatte am nächsten Tage seinen Vater zu sprechen gewünscht, und als dieser es abgelehnt und aufgeschoben, an ihn geschrieben, ihm seine lang und still genährte Liebe zu Angelika und seine Verlobung mit ihr, unter ehrfurchtsvollen Ausdrücken kindlicher Anhänglichkeit mit der Bitte bekannt gemacht, ihm die baldige Einwilligung zu seiner Verbindung zu gewähren. Eine Stunde darauf war August zu seinem Vater gerufen worden und hatte dort einen Auftritt erlebt, der seine ganze Festigkeit erschütterte. Der alte Freiherr war ausser sich gewesen und hatte sich bei dem ruhigen Ernste seines Sohnes, der, längst volljährig und selbstständig, bei dem Entschluß seiner Liebe beharrte, gereizt durch Stolz,

Vorurtheil und irrige Meinungen von väterlicher Gewalt, zu so harten, so verletzenden Aeußerungen hinreißen lassen, daß August, — als alle Vorstellungen, alle Bitten nur die entgegengesetzte Wirkung thaten — und der alte Freiherr selbst Gemahlin und Tochter, als ob sie Theilnehmerinen einer Verschwörung gegen seine Ehre und seinen Willen wären, mit den kränkendsten Worten mißhandelte, — dem Vater ernst und fest erklärte: sein Haus so lange meiden zu müssen, bis er dort wieder Vatersinn und Gerechtigkeit fände.

„Beleidigungen, die sich der Freiherr unter diesen Umständen schriftlich gegen unsern edlen Stiefvater zu Schulden kommen ließ, würden, Gott weiß, welche schrecklichen Folgen gehabt haben, hätte nicht der Landesherr selbst, dem durch seinen Bruder die Sache bekannt geworden war, dem Freiherrn Eröffnungen gemacht, die ihm in den Gränzen der Ordnung und des Anstandes zu bleiben geboten. O meine Nichte! welche Prüfungen kamen seit diesem Tage über unsere Herzen! was hatten wir zu leiden und vor Allen Angelika, die von Liebe zu ihrem August nicht minder, als von dem Schmerz bewegt war, mit dem sie sich anklagte, die Ursache all der häuslichen Irrungen und Leiden zu sein, welche die Familie des Freiherrn sonst nie gekannt hatte. — Es bedurfte eines so hochgesinnten, festen Mannes, als August war, um hiebei Angelika's Gemüth aufzurichten und den Kummer seiner Mutter und Schwester zu stillen. —

„Wie uns heimliche und öffentliche Feindschaft wehe zu thun strebte, was wir erdulden mußten, als heimathslose Fremdlinge in dem Lande, dessen gesetzlichen Schutz wir genoßen, an dem Hofe, wo wir des Guten so viel empfingen, des Undanks, ja selbst der Verletzung des

Anstandes so unverdienter Weise bezüchtiget zu werden, — ach! das ließ sich nur empfinden, — Dir schildern kann ich das nicht. Was Deine fromme Mutter dabei litt, das werden Dir die Blätter aus ihrem Nachlaß an Dich verkünden! Oft baten wir den Vater, mit uns von dannen zu ziehen, weit in die Ferne, in den rauhesten Norden, um nur diesen Mißhandlungen zu entgehen; oft beschwor Angelika mit tausend Thränen ihren August, seine Liebe aufzugeben, seinem Vater das höchste Opfer der Kindlichkeit zu bringen, — aber — Gott sei gelobt! unser Vater, August, die edle Freiherrin und unsere herrliche Dina waren stärker als wir, und wußten immer wieder unsern Muth zu beleben, unsere Geduld, unser Vertrauen auf den himmlischen Lenker unserer Schicksale zu stärken. Wie auch Tante Rosa, wie auch die Gräfin Melanie, welche zweimal wieder zu monatlangen Besuchen im Hause des Freiherrn erschien, wie auch die adelsstolzen, vorurtheilsvollen Freunde des alten Freiherrn diesen in seiner Hartnäckigkeit bestärkten, was auch Alles geschah, um August von uns abzuziehen, Angelika selbst durch mancherlei Vorspiegelungen irre zu leiten, — Liebe, Glaube und Hoffnung siegten endlich, — aber es gingen Jahre darüber hin.

„Der hochherzige Landesherr bot, als er den Freiherrn August zum geheimen Rath ernannte, demselben nach vergeblichen eigenen Vermittelungen bei dem Vater — die Erlaubniß zu seiner Verheirathung mit Angelika selbst an, und als August äußerte: daß sie beide Verlobte nicht gerne ohne väterlichen Segen die priesterliche Weihe ihres Bundes erhalten möchten, ließ der Fürst die Erlaubniß in aller Form ausfertigen, und sandte sie dem alten Freiherrn mit einem eigenhändigen Schreiben zu.

„Es bedurfte aber mehr als fürstlicher Huld, es bedurfte des prüfenden Ernstes Gottes, um diesen starren Sinn zu bewegen, dieses kalte Herz des Freiherrn zu rühren; — und diese Prüfung war nahe.

„Die Franzosen hatten, nach bittern Verlusten, in Italien unter einem jungen, gewandten Anführer wieder gesiegt. Blutige Schlachten wurden geschlagen und in einer derselben war Ferdinand von Offingen an der Seite seines Prinzen gefallen. Schwer traf die Nachricht von dem Tode seines Lieblings den alten Freiherrn; die alternde Kraft des Lebens ermattete, er ward auf ein schmerzliches Siechbett geworfen, und die Kunst der Aerzte erklärte sich für erschöpft. August wich so wenig, als Dina und die Mutter, von des Sterbenden Lager; keine Bitte, keine Klage entschlüpfte ihrem Munde, nur Wünsche für seine Genesung wurden laut. Er aber fühlte den herannahenden Tod, und das verletzte Gewissen mahnte. Einst nach einer schwer durchkämpften Nacht bat er seine Gemahlin, den Notar rufen zu lassen, und diesem diktirte er am Morgen seine feierliche Einwilligung in August's sowohl als Dina's Vermählung nach ihrer eigenen Wahl, wodurch er alle dieselben hindernden Bestimmungen in seinem früher errichteten Testamente aufhob, unterschrieb diese Schrift mit zitternder Hand, überreichte sie seiner Gattin, bat sie, ihm seine Kinder zu rufen, segnete alle die Seinigen mit bebender Stimme und verschied.

„Die Wittwe des Freiherrn zog sich auf ein Landhaus in unserer Nähe zurück. Wir bildeten fortan nur eine Familie und lebten um so ungestörter unserer Freundschaft, als die Tante Rosa sich auf eines ihrer Güter, die Gräfin Melanie aber in's Ausland begab.

„Die Begebenheiten der letzten Monate vor und bei des Freiherrn Tod hatten auf Angelika's Gemüth einen tiefen Eindruck gemacht, der auch ihre körperlichen Kräfte in solchem Grade angriff, daß sie erkrankte und einige Zeit sogar hoffnungslos darnieder lag; — der Winter kam dazu und erschwerte und verzögerte ihre Genesung. O welch ein Bild der Geduld, der Fassung, der Ergebung in den göttlichen Willen, war unsere Angelika! wie beschämte sie darin uns Alle, und selbst ihren tief bekümmerten Geliebten. Dina brachte zuerst wieder Fröhlichkeit in unsern Kreis; sie trat mit dem erwählten Freunde ihres Herzens an den Traualtar und fand für treue Liebe in hoher Gegenliebe reichlichen Lohn. Erst als die Rosen wieder blühten, folgten Angelika und August ihrem Beispiele. Wir schmückten mit Rosen und blühenden Myrthen die liebliche Braut, und feierten prunklos im stillen Kreise ein Fest, an dem selbst des Landesherrn hochgesinnter Bruder unvermuthet einen herzlichen Antheil nahm.

„Etwa zwei Jahre lebten wir mit dem liebenden Doppelpaar in dem schönen ... beisammen, Zeugen ihrer ungestörten Harmonie, ihres durch Elternfreuden erhöhten Glückes, — da schlug die Stunde der Trennung. August ward zum Gesandten nach ... ernannt und ging schon einen Monat nach seiner Ernennung an den nordischen Hof ab. — Angelika, ihre erstgeborne Tochter noch an ihrem Busen nährend, begleitete ihren Gatten. — Laß mich von dem Schmerze schweigen, der diese erste Trennung von der geliebten Schwester uns Allen bereitete. August folgte seinem Berufe, sie ihrer Pflicht; — wir mußten uns darein ergeben. Wenige Monate darauf starb der Bruder des Landesherrn, unsers Stiefvaters verehrungs-

würdiger Gebieter und Gönner; und gleich als ob die tiefe Trauer, die sich durch diesen Verlust über das Gemüth unsers väterlichen Freundes verbreitete, die Kräfte des edlen Greises zu unserm Heile nicht erschöpfen sollte, erschien Stephan, unserer theuern Elise Verlobter, bei uns, die standhafte Geliebte als Gattin in das täglich beruhigter werdende Vaterland zurückzuführen. Er hatte schon im Stillen auch unsere Heimkehr dahin vorbereitet, und noch ehe sich die Bäume entlaubten, ging die Nachricht ein, daß Alles zu unserm Empfange in der Heimath bereit sei. In großer Bewegung trennten wir uns von der edlen freiherrlichen Wittwe, von unserer Dina, von dem freiherrlichen Landsitze und so mancher uns dort befreundeten Familie, besuchten auf der Heimreise die Grabhügel Valeriens zu Gotha und unserer Mutter zu Münden, und betraten in Coblenz den vaterländischen Boden wieder.

„Daß Elisens ehelichem Glücke der Tod ein frühes Ziel setzte, weißt Du, auch daß ich die Sorgen für den Sohn übernahm, bei dessen Erwachen zum Leben ihr irdisches Auge sich schloß. Etwa vier Jahre nach ihrem Hintritt weinte der holde Knabe mit mir am Sarge unsers Stiefvaters, der uns überall den frömmsten väterlichen Sinn bethätigt, mit Liebe und Sorge geleitet und beschützt hatte bis zum letzten Athemzuge seines würdigen Lebens. Mich hielt die Pflicht auf den elterlichen Gütern zurück, die größtentheils wieder in unserm Besitz waren. Deine Eltern hatten indessen einige Jahre im fernen Norden gelebt, und dort ihre Tochter wieder verloren; dort aber wurde Dir ein Bruder geboren und dort erwarb sich Dein Vater durch sein ausgezeichnetes Verhalten in den schwierigsten Verhältnissen die allge-

meinste Achtung. Das hohe Vertrauen seines Landesherrn rief ihn daher, als durch einen Todesfall eine Stelle in seinem Ministerrathe erledigt wurde, zur Uebernahme derselben nach ... zurück. Angelika fand daselbst ihre edle Schwiegermutter und ihre treffliche Dina wieder. Ich konnte ihrer dringenden Einladung nicht widerstehen und reiste mit dem kleinen Eugen, meinem Pfleglinge, dorthin, um einige — ich kann sagen — selige Monate im Kreise dieser liebevollen Familie und ihrer lieblichen Kinder zu verleben. Damals war ich Zeuge Deiner Geburt, meine geliebte Nichte, und hob Dich unter tausend innigen Segenswünschen aus der Taufe, in welcher Du den Namen Deiner Mutter erhieltest.

„Kaum war ich heimgekehrt, als Stadt und Land, wo Deine Eltern lebten, von Kriegsunruhen heimgesucht wurden, die jedoch für dießmal vorübergehend waren, und hier nicht würden erwähnt worden sein, wenn nicht ein finsteres Geschick gewollt hätte, daß mit dem durch die Hauptstadt ziehenden Kriegsvolke ein ansteckendes Fieber sich in dieselbe, in viele dortige Familien und auch in Dein elterliches Haus eingeschlichen hätte, wodurch auch Dein hoffnungsvoller Bruder dahingerafft wurde. Nur mit unendlicher Mühe wurde das Leben Deines Vaters gerettet. Dich hatte die freundliche Dina während dieser häuslichen Leiden in ihre mütterliche Pflege genommen. Langsam rang Dein Vater, noch schwerer und langsamer Deine Mutter von dem niederbeugenden Schmerze ihres erlittenen Verlustes sich empor. Dein Lächeln und ihr Gottvertrauen heilte endlich ihre Wunde, und es vergingen wieder mehrere friedliche Jahre, nur durch den Kummer getrübt, welchen die Nachricht uns verursachte, daß Stephan, Eugens ritterlicher Vater, —

als Mann von Ehre, wie als Gatte und Vater gleich achtungswerth, — in einer Schlacht gefallen war.

„Endlich kam das Ereigniß des Jahres 17**, nur zu verhängnißvoll auch für Dich. Dein Vater unterlag den Anstrengungen seines Dienstes, dem Gram über seines Fürsten und Vaterlandes Schicksal. Er sank, eine zu früh gereifte Frucht, von der Sichel des Todes getroffen, in's Grab, von Tausenden beweint, von Tausenden vermißt. — Welche Worte könnten den Schmerz Deiner Mutter schildern! Ich eilte auf die Nachricht von ihrem Verluste zu ihr und ward Zeuge ihres Grams, ihrer Seelenstärke — aber, ach! auch ihres Todes.

„Still, ohne Klage, ohne Thränen bestellte sie ihr Haus, ordnete sie alle, auch die geringste ihrer Angelegenheiten; ruhig, sanft und mild genügte sie allen, auch den angreifendsten Pflichten, die ihr bei ihrem Range und Stande die Zeitverhältnisse auferlegten; mit weiser Liebe entwarf sie den Plan Deiner Erziehung schriftlich und übergab ihn mit meiner völligen Zustimmung unserer Dina, als der Geeignetsten zur Ausführung. Noch fünf Monate wandelte Angelika nach ihres Gatten Tode wie ein halb verklärter Geist unter uns, jeden Tag ihre unendliche Liebe uns Allen bethätigend, und Dich mit heißen Segenswünschen überschüttend. Eines Morgens fanden wir sie in ihrem Gemach entseelt hingesunken auf dem Betschemmel, die Schreckniſſe des Todes durch die freundliche Milde ihrer Züge Lügen strafend, gleich als ob von dem letzten, reinen Gebete getragen ihr verklärter Geist aufgestiegen sei in die Heimath der Seligen.

„Weint hier Dein Auge, geliebte Nichte, stille Zähren tiefer Wehmuth, — o so ermiß den Schmerz, den ich am Sarge einer solchen Schwester empfand. O mein Gott,

ja, ich habe hohe, reine Freuden im Leben genossen, aber ach! auch des Bittern viel gekostet! Ich — ich war bestimmt, die Letzte zu sein am Sarge meiner voran=gegangenen Geliebten, Vater — Mutter — Schwestern. O ich habe viel — viel gelitten!

„Dina hat — Dein dankbares Herz wrd es ewig nicht vergessen — Deiner verewigten Mutter Wort und Zusage mit edler Treue gehalten, bei Dir mit zärtlicher Liebe ihre Stelle vertreten; da aber, als Du das drei=zehnte Jahr erreicht hattest, der Beruf Dina's Gatten — wie einst Deinen Vater — in's ferne Ausland rief und sie ihn begleiten mußte, hielten Dina und ich es für unsere Pflicht, Dich, als einzige Erbin eines so geehrten Namens, eines so bedeutenden Vermögens, selbst zu erziehen.

„Gott der Alliebende nehme Dich ferner in seinen heiligen Schutz; er regiere Deinen Sinn und behüte Dein Herz! Du stehst nunmehr an dem Eintritt in die Welt, das heißt, in des Lebens ernstere Verhältnisse, Du wirst nächstens selbstständig; wichtige Prüfungen Deiner Gefühle und Entschließungen stehen Dir bevor. Mögest Du Deinen bisherigen tugendhaften Grundsätzen das kräftigende Siegel der Treue aufdrücken; mögest Du Dir selbst getreu sein, und Du wirst Deiner Eltern überall werth bleiben. Ihr Segen ruht auf Dir; Du wirst ihn verdienen! —

„Wir werden im Verlaufe dieser Geschichte sehen, ob Angelika ihren vortrefflichen Grundsätzen treu blieb, und auf welche Weise der Segen ihrer Eltern in Er=füllung ging.„

# Zweites Kapitel.

## Der Bund zweier schönen Seelen. — Die ahnungsvollen Worte eines Priesters.

Der Graf von Weißenstein, einer der reichsten Gutsherren in der deutschen Provinz Lothringen, war im Jahre 1757 gestorben, und hinterließ als einzigen Erben seines Namens und seines Vermögens einen damals vierjährigen Sohn, August. Alle Liebe der frommen Gräfin ging nun auf dieses theure Kind über; sie erzog es in der Furcht Gottes und Liebe zur Tugend. August, mit allen Eigenschaften des Geistes und Herzens begabt, entsprach vollkommen ihren zärtlichen Sorgen; er benützte ebenfalls den Unterricht, welchen geschickte Lehrer ihm in den Sprachen und Wissenschaften ertheilten, und dieses von Gott gesegnete Kind ward in seinem zwei und zwanzigsten Jahre der vollkommenste Jüngling, welchen man weit und breit finden konnte, so daß er als Muster jeder Tugend und Vollkommenheit galt.

Sein Rang rief ihn an den französischen Hof; er ging in der Ueberzeugung hin, daß jeder den Vorschriften seines Standes, den ihm der Himmel angewiesen hat, folgen soll. Sein hoher Wuchs, seine einnehmende Gestalt, der Adel seiner Haltung, die Auszeichnung in seinen Manieren fesselten sogleich Aller Augen; denn die Erhabenheit seiner Gesinnungen, die Redlichkeit seines Her-

zens und die Offenheit seiner Sprache erregten ein Erstaunen, das bald der Bewunderung wich; endlich zogen die Einsichten seines Geistes und die Ueberlegenheit seiner Talente die Aufmerksamkeit des Königs Ludwig **XVI.** auf ihn. Dieser Fürst, dessen Regierung so stürmisch und dessen Ende so beklagenswerth war, erhielt einst eine von dem Grafen von Weißenstein abgefaßte Denkschrift, worin dieser nach genauer Untersuchung aller Schwierigkeiten der Zeit und der möglichen Mittel, sie zu beseitigen, die richtigsten Ansichten mit den nützlichsten Rathschlägen vereinigt hatte. Sogleich wollte der König ihn zum Geheimrath ernennen. Aber eine solche Auszeichnung hätte zu viel Mißgunst und Neid erregt; Ludwig **XVI.** und Herr von Weißenstein kamen also überein, daß der letztere nur bisweilen und auf kurze Zeit an dem Hofe sich aufhalten und jedesmal an den König im Geheimen vertrauliche Aufsätze senden solle, wenn er es für nothwendig erachte, und besonders wenn mißliche Umstände eintreten würden. Tief gerührt von dem Zutrauen, womit der Fürst ihn beehrte, und fest entschlossen, nichts zu sparen, ja selbst im Nothfalle sein Vermögen und Leben aufzuopfern, um sich desselben würdig zu erzeigen, kehrte der Graf in sein Schloß zurück, und fing mit den treuen Anhängern des Königs in den verschiedenen Provinzen einen Briefwechsel an, um dem Gange aller Ereignisse zugleich zu folgen, und mit Pünktlichkeit die Verbindlichkeit zu erfüllen, die er gegen den Monarchen übernommen hatte.

Als er von einer neuen Reise an den Hof zurückkam, fand er seine Mutter in einem sehr beunruhigenden Zustande von Schwäche. Sie litt schon seit langer Zeit an einer langwierigen Krankheit, welche allen Heilmitteln

widerstanden hatte, und damals keiner Hoffnung auf Besserung mehr Raum gab. Im Gefühle des herannahenden Todes drang die Gräfin, welche ihren Sohn schon oft zur Heirath aufgemuntert hatte, lebhafter als je in ihn, ihren Wunsch zu erfüllen. Er hatte es immer aus Furcht verweigert, eine Person in das Schloß aufzunehmen, deren Launen oder Ansprüche seiner Mutter Kummer hätten verursachen können; da sie nun aber auf dem Sterbebette lag, fiel dieser Grund hinweg, und da sie ihn bat, er möchte ihr noch diesen Trost gewähren, so beschloß er, sich mit Angelika von Offingen zu vermählen, einem Fräulein von hoher Geburt, welche ihm seine Mutter als ein vollkommenes Muster aller weiblichen Tugenden vorschlug, wie wir sie bereits im ersten Kapitel aus der Unterhaltung mit ihrer Tante kennen gelernt haben.

Die Markisin von Leinheim, Angelika's alte kinderlose Tante, welche ihre Nichte als ihre Tochter betrachtete, hatte derselben, da sie von früher Kindheit an eine Waise und damals ein und zwanzig Jahre alt war, eine sorgfältige Erziehung gegeben. Das Schloß der Tante war nicht weit von dem der Gräfin entfernt; die beiden Damen besuchten einander oft, eine innige Freundschaft vereinigte sie, und schon seit langer Zeit hatten sie die Vermählung August's mit Angelika unter sich verabredet. Angelika war schön und reich, viele junge Herren warben um ihre Hand; aber da die Markisin in keinem diejenigen Eigenschaften fand, welche sie bei dem Gatten ihrer Nichte zu sehen wünschte, so hatte sie alle abgewiesen; August allein schien ihr würdig, Angelika zu besitzen, und fähig, sie glücklich zu machen.

Am 15. Brachmonat 1778 wurde von dem Kaplan

der Markisin im Schlosse Leinheim die Ehe eingesegnet, wohin die Gräfin sich in einer Sänfte tragen ließ. Bei dieser erhabenen Feierlichkeit entfaltete man nicht diejenige Pracht, welche dem Stolze gefällt und das gemeine Volk blendet. Alles war einfach und ernst; der Anzug sogar der Neuvermählten schien so bescheiden als ihr Anstand. Aber die Frömmigkeit und die Liebe der beiden Familien heiligten diesen merkwürdigen Tag.

Die Gnade des Ewigen anrufend, betete die ganze Familie mit einer heiligen Inbrunst; die Anwesenden, ihrem Beispiele folgend, zeigten die erbaulichste Andacht, und in dieser Versammlung andächtiger Personen sah man weder die Zerstreuung, noch die Neugierde, noch jenen Ausdruck ungeduldiger Freude, welche in ähnlichen Fällen nur zu oft in dem Hause des Herrn laut wird, wo jederzeit nur feierliche Würde herrschen sollte.

Doch bewunderte man die Anmuth und die Schönheit der jungen Gatten; man dachte an ihren Adel, an ihr Vermögen, an die glänzende Zukunft, die vor ihnen offen stand, und ihr Schicksal schien beneidenswerth. Der alte Schloßkaplan aber hatte andere Gedanken; in seiner Verlobungsrede fand sich folgende erschütternde Stelle: „Die Güter dieser Erde sind hinfällig und vergänglich. Sie gehören jetzt ihnen an, aber morgen können Sie dieselben verlieren und ärmer werden, als der geringste Bauer Ihrer Güter; leben Sie also im Schooße des Glückes so, als wenn der Herr Ihnen einst Erniedrigung und Elend senden werde; denn keiner von uns kennt die Absichten der Vorsehung. Mag nun ein grämliches Alter mich irre führen, oder ein geheimes, prophetisches Licht von oben mich erleuchten, ich sehe nahe Ereignisse voraus, welche die Familienbande auf-

lösen und das Glück und Leben Aller in Gefahr setzen werden. Wohl alsdann demjenigen, welcher zum Voraus von den weltlichen Genüssen getrennt, sich durch seine Tugenden und seine Frömmigkeit auf alle Drangsale des Lebens vorbereitet haben wird, und dessen Seele ohne Furcht zu dem Ewigen ihre Zuflucht nehmen kann."

Diese Worte brachten verschiedene Wirkung im Geiste der edlen Zuhörer hervor; die Stolzesten entrüsteten sich, auf solche Weise die Erniedrigung ihres Standes vorhersagen zu hören; ein junger Edelmann griff sogar durch unwillkührlichen Antrieb nach seinem Degen; die Furchtsamsten besorgten, diese Rede möchte etwa draußen vor der Kirche wiederholt werden; die Verständigsten, von der dunkeln Wendung der Umstände schon betroffen, empfahlen ihre Familie und den Adel, den König und seine Monarchie Gottes Barmherzigkeit. Der Graf konnte sich des Schauders nicht enthalten, und Angelika schaute die Prophezeiung des ehrwürdigen Kaplans als eine Mahnung des Himmels an, welche sich unauslöschlich in ihr Gedächtniß eingrub.

Nach der Messe begab man sich in den großen Saal, wo mehrere Reihen langer Tische für das Gastmahl aufgestellt waren. Doch war die Gesellschaft nicht zahlreich; wozu denn so viele Sitze uud Tische? Erwartete man andere Gäste?

Aber warum hatte man sie nicht zur Verlobungsfeierlichkeit eingeladen?

Diese Fragen wurden überall gestellt. Man verwunderte sich auch über die Abwesenheit des Kaplans von Weißenstein. Als man sich in dem prächtigen Saale niedergesetzt hatte, fragten einige Neugierige die beiden Damen über diese besondern Umstände aus. Die Markisin

antwortete: sie erwarte wirklich viele Gäste, alles Freunde der beiden Familien, und die Gräfin erklärte, wichtige Geschäfte hätten ihren Schloßkaplan abgehalten, hier zu erscheinen; er werde aber bald kommen. Diese Antworten vermehrten die allgemeine Neugierde, statt sie zu befriedigen. Als man aber sah, daß die Markisin und die Gräfin sich nicht deutlicher erklären wollten, so fand man für gut, nicht länger in sie zu dringen, und obgleich man sehr heitere Gespräche über die gegenwärtige Feier führte, so fragte sich doch jeder, was für wichtige Geschäfte denn wohl den Kaplan von Weißenstein abhalten konnten, der Vermählungsfeier seiner jungen Herrschaft beizuwohnen? Wer sind alle die erwarteten Freunde? Auf zwanzig Meilen in der Runde muß man den Adel eingeladen haben; denn es sind mehr als hundert Gedecke hier.

Während nun jedermann mit der Lösung dieser Fragen beschäftigt war, hörte man in der Ferne das Rollen mehrerer Wagen auf der Straße, welche an der Hausthüre vorbeiführte. Das Geräusch näherte sich, und die geschwungene Geißel beschleunigte den Lauf der Pferde. Nach einigen Augenblicken, während das Rollen der Wagen immer näher kam, ließen sich plötzlich die freudigen Töne einer ländlichen Musik vernehmen. Was soll das heißen? fragte ein junger Mann seinen Nachbar. Unsere Freunde langen an, antwortete die Markisin und die Gräfin zugleich. Im Augenblick stellte sich die ganze Versammlung an die Fenster des Saales. Die Hauptpforte des geräumigen Hofes war so eben geöffnet worden; man sah eine Reihe von vierzehn Wagen hereinfahren, die vor der Treppe sich aufstellten, sieben auf der rechten und sieben auf der linken Seite. Alle Wagen

waren mit Laubwerk und grünen Zweigen geziert; auf den vier Seiten derselben erhoben sich vier größere Zweige, welche ein wenig nach aussen hingen, und lange, fliegende Fahnen trugen, worauf die Wappenfarben der beiden Häuser Weißenstein und Leinheim gezeichnet waren. In zwölf dieser Wagen befanden sich festlich gekleidete Bauern und Bäuerinen; auf den Gesichtern der Männer, Weiber und Kinder konnte man die Freude lesen; alle trugen in der Hand und auf der Seite Blumensträuße. Jeder dieser zwölf Wagen schien eine Familie zu enthalten, und in jeder dieser Familien war ein mit schneeweißen Blumen bekränztes Mädchen und ein Jüngling mit einem großen Blumenstrauße im Knopfloche. Die zwei andern Wagen, die an der Spitze des Zuges gewesen waren, hielten auf beiden Seiten der Hausflur stille; im ersten waren die Musikanten, im andern die Bedienten des Schlosses Weißenstein.

Als der Zug im Hofe war, hielt die Musik inne, und der dreimal wiederholte Ruf: „Es lebe die Markisin! es lebe die Gräfin, es leben unser junger Herr und seine edle Gemahlin!“ erschütterte die Gewölbe der alterthümlichen Burg. Sogleich begann die Musik wieder. Während die Wagen sich vollends in Ordnung stellten, langte der Herr Kaplan in der Kutsche der Gräfin an, und stieg aus; sogleich sprangen die Landleute von den Wagen herab; die Jünglinge halfen den Greisen; die Mütter nahmen ihre Kinder auf den Arm; Alle grüßten den ehrwürdigen Geistlichen, und stellten sich in einem Halbkreise hinter ihn. Schon war die ganze adeliche Gesellschaft die breite Treppe hinuntergestiegen und durch die Hausflur gezogen, die gnädigen Frauen gingen voran und wurden in ihrem wankenden

Tritte von zwei Herren unterstützt; August, seine Gemahlin an der Hand führend, folgte den übrigen Edelleuten. Unten an der Treppe angelangt, gingen die zwei von dem Kaplan von Leinheim begleiteten Damen gerade auf den Kaplan von Weißenstein zu, der sie erwartete. Ihre glänzende Begleitung stellte sich hinter sie, in der Form eines Halbkreises, der sich dem der Bauern anschloß; so fand sich auf einer Seite der höchste Adel der Provinz mit seinen seidenen Kleidern, seinen prächtigen Spitzen, seinen schimmernden Edelsteinen, seinen Ehrenkreuzen und gestickten Sternen, auf der andern Seite das gemeine Volk mit seinen groben Kleidern, seinen einfachen Bändern und seinen diesen Morgen auf dem Felde gepflückten Blumensträußen.

„Gnädige Frauen," sagte der Kaplan zur Gräfin und Markisin, „ich stelle Ihnen die Leute vor, die Sie heute glücklich gemacht haben; hier sind die zwölf Paare, die heute die eheliche Einsegnung empfangen haben, und hier sind Ihre Familien; alle diese braven Leute sind von einer Erkenntlichkeit durchdrungen, welcher nur Ihre Güte gleichkommt."

Bei diesen Worten verbreitete sich ein Ausdruck innigen Dankes über alle diese sonnenverbrannten Gesichter; die Eltern vergoßen Thränen der Rührung, die Kinder konnten sich kaum mäßigen und die jungen Verlobten ließen durch ihre anständige Stellung und durch eine einfache, aber ausdrucksvolle Miene das Glück erkennen, welches sie genoßen, und die Ergebenheit, von der sie beseelt waren.

Um die Verbindung August's mit Angelika Gott angenehm zu machen, hatten die gnädigen Frauen beschloßen, zwölf Mädchen und zwölf Jünglinge unter

den frömmsten und ärmsten ihrer Lehensleute mit einander zu verheirathen und auszustatten.

Da August's Verlobung im Schlosse Leinheim, welches Angelika bewohnte, gefeiert wurde, so wollte die Gräfin, daß wenigstens die Hochzeiten der Lehnsleute im Schlosse Weißenstein stattfinden sollten; dieser Umstand hatte den Kaplan des Hauses abgehalten, der Hochzeit des Grafen beizuwohnen.

Die Verwalter hatten schon allen Armen der beiden Bezirke Unterstützungen zukommen lassen. Man hatte ihnen besonders die Kranken, die Greise, die Wittwen und Waisen empfohlen, und sie führten ein genaues Verzeichniß dieser Gaben, damit die wohlthätigen Damen später daraus ersehen könnten, daß man mit dem gehörigen Eifer ihre großmüthigen Absichten erfüllt habe. Obgleich die Bevölkerung der zwei Gutsherrschaften nicht sehr zahlreich war und die angeborne Wohlthätigkeit der gnädigen Frauen unaufhörlich reiche Almosen spendete, so stiegen doch die Gaben dieses Tages so hoch, daß die Verwalter einige Bemerkungen sich erlaubten. Die Damen aber antworteten: „Wir würden eben so viel und vielleicht noch mehr ausgeben, wenn wir eines dieser glänzenden, aber nutzlosen Feste veranstalteten, welche unter ähnlichen Umständen gebräuchlich sind, und Sie würden nichts dagegen einwenden; doch was bliebe uns davon am Morgen nach dem Feste übrig? Nichts. Ist es also nicht besser, das Geld, anstatt es in Festen zu vergeuden, zu wohlthätigen Handlungen zu verwenden, die so Vieler Unglück lindern, und welche Gottes Güte uns und unsern Kindern einst vergelten wird?“ Ausser den Unterstützungen in Geld, Kleidern und Leinwand, waren auch noch Lebensmittel unter die dürftigen Familien

ausgetheilt worden, und die gleichen Gefühle des Dankes und der Liebe zeigten sich in den Hütten, wie in dem Schloßhofe.

Die Gräfin und die Markisin beantworteten freundlich die kleine Anrede des ehrwürdigen Kaplans. Sie wandten sich darauf an die Lehensleute, die er brachte, und wünschten den Neuvermählten Glück zu den Tugenden, wofür sie jetzt den gerechten Lohn empfangen; sie lobten die Weisheit und Frömmigkeit der Eltern, die sie so gut erzogen hatten, und luden Alle zum Hochzeitsschmause ein.

Hierauf sprach die Markisin zu den Edelleuten, welche über diese ungewohnte Herablassung erstaunt zu sein schienen: „Beruhigen Sie sich, meine Herren, Sie werden durch die Aufnahme dieser Gäste Ihrer Würde nichts vergeben; diese Landleute sind adelig wie Sie selbst, und zwar vom ersten Reichsadel; denn die Tugend macht den wahren Adel aus, und diese wackern Leute gelten allenthalben im Lande für tugendhaft. Diese Freunde erwartete ich.“ Fast alle Herren gaben durch Kopfbeugen ihren Beifall zu erkennen; nur zwei oder drei runzelten die Stirne.

„Ja,“ fuhr Frau von Weißenstein fort, indem sie sich zu den Landleuten wandte und immer noch die prophetischen Worte des alten Kaplans von Leinheim im Gedächtnisse hatte: „ja, Ihr seid unsere Freunde; eure Kinder werden die Freunde unserer Kinder sein. Ihr werdet uns immer bereit finden, Euch eine hilfreiche Hand zu leihen. Unser Beistand hat Euch nie gefehlt, und nie wird er Euch fehlen; der Eurige möge uns auch nicht fehlen, wenn Gottes Fügungen es so lenken sollte, daß er uns nothwendig würde. Vergesset diesen feierlichen

Tag nicht, an dem Ihr unsere Gastfreunde seid, und eine vertrauensvolle und wechselseitige Freundschaft möge auf immer unsere Burgen mit Euren Hütten verbinden."

Diese Rede beleidigte einige Adelige und setzte die Bauern in Erstaunen. „Was soll dieses Geschwätz heißen?" sagten die Erstern. „Kleinmüthige und grämliche Träume verkünden uns ein großes Ungewitter; aber unser Schutzgeist und unser Schwert bürgen für die Zukunft." — „Wie," sagten die Lehensleute, „können denn auch reiche und mächtige Herren je unseres Beistandes bedürfen? wir sind ja nur arme Bauern ihrer Lehengüter." Der Stolz führte die Einen irre, die Andern täuschten sich gleichfalls in ihrer Demuth. Sie hätten wissen sollen, daß Gott das Schicksal der Sterblichen nach seinem Willen lenkt, und in seinem Zorne bisweilen Umwälzungen gestattet, welche ein ganzes Reich umstürzen.

Die Kaplane, die Herren und die Bauern folgten den gnädigen Frauen in den großen Saal, wo jedes Paar mit seiner Gesellschaft sich an einen abgesonderten Tisch setzte. An dem Tische der Edelleute sah man nur ernsthafte Gesichter, die von düstern Gedanken umwölkt waren. Jeder dachte an die schwierigen politischen Zeitverhältnisse, und an die Reden des Kaplans von Leinheim und der Gräfin. Angelika besonders empfand eine ungewisse, aber schmerzliche Unruhe, deren sie sich nicht erwehren konnte. Nur die Bauern, welche nicht wußten, was außer ihren Dörfern vorfiel und nicht mehr an die für sie unverständlichen Worte, die sie gehört hatten, dachten, zeigten ein zufriedenes Aussehen und ein freudiges Herz. Nach dem Mahle nahmen sie von ihren Wohlthäterinen Abschied, stiegen auf ihre gezierten Wagen,

und riefen noch dreimal: „Es lebe die Gräfin von Weißenstein! es lebe die Markisin von Leinheim! es lebe unser junger Herr mit seiner edlen Gemahlin!“ Hierauf zogen sie fort unter dem Schalle der Musik, die den Zug eröffnete. Mehrere Herren verreisten mit ihren Gemahlinen am nämlichen Abend; am folgenden Tage um zwölf Uhr waren nur noch die zwei Familien mit dem Hausgesinde in Leinheim. In der folgenden Woche kehrte August mit seiner Mutter und seiner jungen Gemahlin in das Schloß Weißenstein zurück. Bald kam auch die Markisin, denn sie konnte nicht ohne ihre geliebte Nichte leben. Man beschloß, sich nicht mehr zu trennen, und beide Güter abwechselnd zu bewohnen, damit den Bauern der zwei Ortschaften auf gleiche Weise die Wohlthaten ihrer Herrschaften zu Theil würden.

## Drittes Kapitel.

**Der treue Unterthan. — Hildegard's Erziehung. — Die Markisin. — Die Arbeit. — Das Wickelzeug.**

Nach einigen Monaten starb Frau von Weißenstein in den Armen ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter, welche beide ihr aufrichtige Thränen des Schmerzes zollten. Die Frau von Leinheim hatte in ihrem hohen Alter das Unglück, bei'm Absteigen aus dem Wagen zu

fallen und überlebte ihre Freundin nur wenige Wochen. Alle ihre Güter hatte sie ihrer Nichte vermacht.

So bestand August's Vermögen aus drei reichen Erbschaften, nämlich aus derjenigen seiner Eltern, der Verwandten seiner Gemahlin, und der Frau von Leinheim. Seine Landgüter waren nunmehr sehr bedeutend und gut verwaltet, seine Nachbaren erzeigten ihm die größte Achtung, und seine Vasallen verehrten und liebten ihn. Seine schöne und tugendhafte Gattin lebte nur für ihn; er bekam bald eine Tochter, die in der Taufe den Namen Hildegard erhielt, und deren Geburt ihm die lebhafteste Freude verursachte. Herr von Weißenstein schien der glücklichste Mann von der Welt zu sein, und sein und seiner Gattin Glück schien über die Launen des Schicksals erhaben; doch konnte die gute und empfindsame Angelika jene inhaltschwere Prophezeihung, die am Tage ihrer Vermählung dem Kaplan von Leinheim entschlüpft war, nicht vergessen; der Briefwechsel mit diesem frommen Priester brachte für August täglich die beunruhigendsten Nachrichten, und während das Volk ihren Wohlstand beneidete, so beneideten die beiden Gatten, düstern Vorgefühlen überlassen, selbst die stille Ruhe ihrer ärmsten Lehenleute, und benetzten oft in der Einsamkeit die Wiege ihres Kindes mit Thränen. Aber dann fanden sie auch in der Religion lindernde Tröstungen und Stärke, diese quälende Unruhe zu unterdrücken. August hätte gern seine Frau und Tochter niemals verlassen; denn er ahnete es, daß er sie nicht mehr lange sehen werde, und bei seiner jedesmaligen Abreise nach Paris, wohin ihn zu verschiedenen Zeiten geheime königliche Befehle riefen, war er so betrübt, als sollte er nicht wiederkehren. Die bestürzte Gräfin vermischte ihre Thränen mit denen ihres

Gatten, zeigte ihm ihr Kind, und beschwor ihn im Namen des Himmels und ihrer Tochter, nicht lange fort zu bleiben, und nicht so häufig sich zu entfernen. August versprach es, verließ sie seufzend, und kam ohne Hoffnung für eine bessere Wendung der Dinge zurück. Der König billigte seine Rathschläge, aber er getraute sich nicht, ihnen zu folgen; schwindelige und irrige Ansichten führten den Ministerrath und den Hof auf Abwege; der König gab wider seinen Willen unklugen Freunden nach, welche ihn in's Verderben stürzten; seine Feinde benutzten mit geschickter Kühnheit die Fehler, welche man ihn zu begehen zwang; schon war er am Rande des Abgrundes; in einigen Monaten mußte der Monarch sammt der Monarchin zu Grunde gehen, und vielleicht alle diejenigen, welche ihm aufrichtig ergeben waren, mit ihm.

„Wohlan!" rief Angelika, „gehe nicht mehr an diesen Hof, wo man immer Deine Ansichten verwirft; schicke keine schriftlichen Vorschläge mehr, da Du siehst, daß Niemand sie benützt. Das könnte Dich einst in's Unglück bringen. Ach! ich bitte, erhalte Dich unserm unglücklichen Kinde."

„Es ist zu spät," entgegnete der Graf; „wenn mich meine schriftlichen Aufsätze und meine Reisen an den Hof mit in's Verderben stürzen sollten, so ist das Uebel bereits geschehen, und kein Hilfsmittel mehr vorhanden. Uebrigens kann ich meinen König in diesen fürchterlichen Umständen nicht verlassen; Gott und meine Ehre verbieten es mir. Je unglücklicher er ist, desto mehr soll ich ihn lieben; je größer seine Gefahr, desto treuer soll ich ihm bleiben. Wenn ich für seine Vertheidigung sterben muß, so bin ich bereit, es an den Stufen des

Thrones zu thun, wie es einem Edelmanne geziemt; Gott wird für Dich und unser Kind sorgen."

Angelika, welche ohngeachtet ihrer Befürchtungen, diese edlen Gefühle billigte, konnte nur mit Thränen antworten. Sie ergab sich also in ihr Schicksal; aber sie richtete unaufhörlich an den Himmel die inbrünstigsten Gebete für ihr Kind und ihren Gemahl.

Hildegard, von ihren Eltern auf das innigste geliebt, und von ihnen auf das sorgfältigste gepflegt, wuchs sichtbar; kaum fing sie an, die süßen Namen Vater und Mutter zu stammeln, als sie schon jene Sanftmuth und Güte zeigte, welche die Grundlage ihres Charakters ausmachte. Etwas später richtete die Gräfin, welche so frühzeitig ihren Verstand sich entwickeln sah, alle Gedanken ihrer Tochter zum Himmel. Sie suchte sie zuerst Gott kennen und lieben zu lernen; dann unterrichtete sie dieselbe in den Gebeten unserer heiligen Religion. Sie selbst lehrte sie lesen; der Katechismus und die biblischen Geschichten waren die ersten und lange Zeit die einzigen Bücher, die sie ihr in die Hände gab. Alle Tage besuchte sie mit ihr die heilige Messe in der Schloßkapelle, alle Almosen gingen durch Hildegard's Hände; ihre Mutter führte sie zu den Bauern, um ihnen alle Gnadenbezeugungen zu verkünden, welche die gräfliche Familie ihnen gewährte. So wurde Hildegard schon von der Wiege an zur Wohlthätigkeit und Frömmigkeit erzogen, und kaum war sie sechs Jahre alt, als sie schon der Trost ihrer tugendhaften Eltern und der Liebling aller ihrer Lehensleute war.

Für die Zukunft ernstlich besorgt, wünschte die verständige Gräfin, daß ihre Tochter frühe sich an eine ordentliche Arbeit gewöhnen möchte. Alle Tage ertheilte

sie ihr eine Aufgabe, welche sie unmerklich vermehrte, so wie Hildegard älter und geschickter wurde. In wenigen Jahren konnte dieses liebenswürdige Kind durch seine stete Aufmerksamkeit und Gelehrigkeit mit eben so viel Geschicklichkeit als Geschmack alle weiblichen Arbeiten verfertigen. In ihrem achten Jahre übertraf sie Niemand in der Nähkunst, und die Vollendung ihrer Stickereien setzte Jedermann in Erstaunen. „Ich bin mit Dir zufrieden," sagte ihr alsdann die Mutter; „Du arbeitest gut; nur mußt Du auch geschwind arbeiten lernen; denn wenn Du von der Arbeit Deiner Hände leben müßtest, so würdest Du nicht genug verdienen, um Wohnung, Nahrung und Kleidung bestreiten zu können."

„Nun, liebe Mutter," antwortete Hildegard, „so will ich schneller zu arbeiten suchen, und ich hoffe, daß es mir mit Gottes Hilfe bald gelingen wird. Du wiederholst mir oft, daß wir reich sind, und daß wir ärmer werden können, als der geringste unserer Landbauern; wenn dieses Unglück uns trifft, so wollte ich genug für Dich und unsern lieben Vater verdienen. Man hat Euch nicht, wie mich erzogen, Ihr seid nicht an eine anhaltende Arbeit gewöhnt, und übrigens würde auch der Kummer Eure Kräfte schwächen. Mir aber würde der Gedanke: du arbeitest für deine gute Mutter und für deinen lieben Vater tausendmal mehr Stärke verleihen. Es scheint mir, daß ich Tag und Nacht arbeiten könnte, wenn dieser Fall eintreten würde."

Die bis zu Thränen gerührte Gräfin umarmte mit Wärme ihre vortreffliche Tochter, welche ihr reichlich die Liebkosungen erwiederte, die sie empfing, und sich hierauf an ihre Arbeit begab; denn die alte Thurmuhr hatte noch nicht das Zeichen zur Ruhe gegeben.

Fast im nämlichen Augenblicke kam Jemand zum Besuche. Es war die Markisin von Saint-Clair, eine der vornehmsten Damen in der Gegend. Sie kam in das Schloß, um mehrere Tage hier zuzubringen; nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen fragte Hildegard mit einem Blicke ihre Mutter, was sie zu thun habe, und auf ein Beifall winkendes Zeichen der Gräfin machte sie sich schnell wieder an die Arbeit, und überließ sich ihr mit einem Fleiße, über welchen die Markisin erstaunte. Aber diese Dame verwunderte sich noch weit mehr, als sie vernahm, wie Angelika ihre Tochter erzog. „Wie," rief sie aus, „Sie lassen sie so strenge arbeiten? Sie geben ihr Arbeiten auf! Sie zählen ihre Augenblicke der Erholung! Das wäre gut für die Tochter eines Handwerkers, aber das schickt sich nimmermehr für ein Fräulein von Stand! Ach! Frau Gräfin, Sie tödten Ihr Kind. Arme Kleine, wie bedauere ich Dich? Das macht mir das Herz bluten. O Himmel, ihr Finger ist schon mit Nadelstichen bedeckt; haben Sie wohl den Muth, ihn so zu zerstümmeln?"

„Aber bemerken Sie denn, Frau Markisin," entgegnete die Gräfin, „daß sich meine Hildegard deßwegen nicht wohl befindet und ein kummervolles Leben führt? Ihre Gesichtsfarbe verkündet, glaube ich, eine ziemlich gute Gesundheit; ihr lachendes und offenes Antlitz drückt den Frieden der Seele und eine sanfte Zufriedenheit aus. Das sind die ersten Früchte der Frömmigkeit und Arbeit. Der Müßiggang ermüdet und tödtet. Ohne die Liebe zu Gott und zur Arbeit leidet der Reiche und hat lange Weile, und der Arme stirbt vor Elend oder wirft sich dem Verbrechen in die Arme; mit der Liebe zu Gott und zur Arbeit erhält sich der Arme und verschönert sein

Dasein; der Reiche ist wegen seines Zeitvertreibes und seines Vermögens nicht mehr in Verlegenheit, er weiß sich zu beschäftigen, er ist auf Wohlthun bedacht. Die Arbeit ist dem Menschen eben so nothwendig als die Nahrung. Bei den Türken, welche, ich gestehe es zu unserer Schande, das Gesetz ihres falschen Propheten pünktlicher befolgen, als wir die Gebote des wahren Gottes, muß Jedermann ein Handwerk lernen, und wenigstens einige Stunden des Tages sich einer Handarbeit widmen. Weder der Rang, noch das Vermögen befreit irgend Jemand von dieser Pflicht; der Sultan sogar ist nicht davon ausgenommen. Nichts scheint mir nützlicher und vernünftiger. Heute sind wir reich und im Besitz eines großen Vermögens, aber werden wir es immer sein, werden wir es noch lange sein? Gott allein kennt die Zukunft, und Sie sehen, Frau Markisin, was in Frankreich gegenwärtig vorgeht.

„Schon in vielen Provinzen haben Volksbewegungen den Thron erschüttert. Der Hof verliert immer mehr an Festigkeit, seine Feinde erheben sich mit mehr Macht und Kühnheit; alles kündigt eine nahe und furchtbare Revolution an. Der Adel ist zahlreich und tapfer, aber man scheint sich nicht verständigen zu können, er kann zuletzt unterliegen. In einigen Jahren, in einigen Monaten vielleicht schon, können wir zu Grunde gerichtet sein und gezwungen werden, in entfernten Gegenden eine Zufluchtsstätte zu suchen, wo meine Tochter und ich vielleicht nur zu glücklich sein werden, wenn wir von unserer Arbeit leben können, und als einfache Arbeiterinen so viel verdienen, um nicht Hungers sterben oder betteln zu müssen."

Statt zu antworten, brach die Markisin in ein lautes

Gelächter aus. Die Bewegungen, wovon die Gräfin sprach, waren ohne Zweifel stark, aber man hatte sie unterdrückt; man bemerkte wohl noch einige beunruhigende Zeichen, aber man rüstete sich zur Züchtigung der Aufrührer, wodurch man die Ruhe bald wieder herzustellen hoffte. Die Hauptstadt Paris war nicht ruhig, aber man war daran, sie zur Vernunft zu bringen, was ein gutes Beispiel für die übrigen Provinzen und Städte sein sollte. Ueberhaupt, meinte die Markisin, habe man nur mit einem elenden, durch eine Hand voll Bösewichte aufgeregten Pöbel zu schaffen, und das sollte nicht die geringste Unruhe einflößen. So dachte die Markisin, und während sie fortfuhr, Hildegard's Unglück zu bedauern, die man wie eine Taglöhnerin arbeiten lasse, machte sie sich über die Furcht der Gräfin und ihre Vorsicht lustig, die nach ihrer Meinung ganz spaßhaft und eigen in ihrer Art sei. „Lachen Sie," antwortete Angelika, „lachen Sie immerhin über meine traurigen Ahnungen, und Gottes Güte möge es so fügen, daß Sie immer darüber lachen können."

„Was mich betrifft," entgegnete die Markisin, „so sticke ich ziemlich gut, aber ich könnte nicht eine Viertelstunde damit fortfahren, und wenn ich durch die Arbeit mein Brod verdienen müßte, so würde ich es weder können, noch wollen. Pfui denn! Das ist zu gemein! Ich wollte lieber vor Elend sterben, als in solchem Grade den Adel meines Standes vergessen."

„Ich denke nicht, wie Sie," erwiederte die Gräfin. „Die Arbeit würdigt Niemanden herab; als Christus kam, um die Welt zu erlösen, wollte er nicht in einem Palaste oder Schlosse, sondern in der Werkstätte eines Zimmermanns geboren werden."

„Das ist Alles sehr schön und gut," war die Antwort; „dennoch ziehe ich meinen Geschmack vor, und werde meine alten Gewohnheiten nicht ablegen. Der Putz, der Spaziergang, das Spiel, die Musik, der Ball und das Schauspiel scheinen mir die einzigen Dinge, womit sich eine Dame von Stand abgeben soll. Aber, wenn Sie nun beide recht gearbeitet haben, denn ich sehe, Sie geben sich auch eine bestimmte tägliche Arbeit auf, wahrscheinlich um sie zu Ihrem künftigen Stande einer Nätherin in einem mir unbekannten Lande vorzubereiten, was machen Sie dann mit Ihren verfertigten Kleidungsstücken?"

„Wir schenken fast Alles an arme Haushaltungen, die keine Wäsche haben, oder an wohlhabendere Bäuerinen, deren gute Aufführung wir belohnen wollen, um die Andern zur Nachahmung aufzumuntern."

„Sie würden besser thun, dieß Alles zu kaufen."

„Wir kaufen auch viele Sachen, aber diese braven Leute, die uns sehr lieben, setzen einen ganz besondern Werth auf die geringen Gegenstände, welche wir selbst verfertigen."

„So arbeiten Sie also für Ihre Lehensleute; wie das so spaßhaft ist! und wer überbringt denselben Ihre Arbeit?"

„Wir selbst."

„Ach, ich bitte. Lassen Sie mich das doch sehen."

„Gerade heute bringen wir ein Wickelzeug, das wir gestern vollendet haben, einer armen Frau, die eine Viertelstunde von hier wohnt."

„Ich will mitgehen, wenn ich auch zu Fuß diesen Gang machen muß."

Man machte sich um ein Uhr auf; der für Wagen

und selbst für Reiter ungangbare Weg, war entsetzlich. Die Markisin war bald müde, und verwünschte hundertmal ihre Neugierde. Endlich kam man in einem Gehölze an, wo die Hütte der armen Marianne stand, deren Mann ein Holzhacker war. Hildegard bot ihr das Wickelzeug an, in welches man einige Sechsfrankenthaler versteckt hatte. Marianne erwartete weder diesen Besuch, noch dieses Geschenk, das sie als eine hohe Wohlthat betrachtete. Sie rief ihrem Manne, der in der Nähe arbeitete. Er kam sogleich herbeigelaufen, sie zeigte ihm das Geld und Wickelzeug, und diese guten, freudetrunkenen Leute, von Liebe und Hochachtung durchdrungen, legten gegen ihre Wohlthäterinen eine so rührende Dankbarkeit an den Tag, daß die des Spottes wegen gekommene Markisin der Rührung nicht widerstehen konnte, die sie empfand, und wenigstens mit ihrer Börse zu dem edlen Werke etwas beitragen wollte. Marianne und ihr Mann dankten ihr und wünschten ihr allen Segen vom Himmel; dann rief die Frau aus: „Und weißt Du, Michel, wer dieses Wickelzeug gemacht hat?“ — „Wer anders,“ antwortete Michel, „als eine Arbeiterin.“ — „Ja, eine Arbeiterin! das gnädige Fräulein selbst ist diese Arbeiterin; sie hat es mit ihren vornehmen Händen genäht, eigens für uns! Michel, für uns! Welch' eine Ehre, wie viel Güte! Aber sieh doch nur, wie das gemacht ist! eine Künstlerin würde nicht so gut arbeiten, wie Schade es ist, dieß zu gebrauchen! Aber Du sagst nichts, Michel; danke doch dem gnädigen Fräulein und der gnädigen Frau.“ — Michel war vor Staunen und Freude stumm; mehrere Male versuchte er zu sprechen, und konnte nur diese Worte hervorbringen: „Gnädiges Fräulein ..... Gnädige Frau .....“ — „Mein armer Mann,“ fiel

Marianne ein, „er wollte Euch gerne danken, aber er kann nicht, er weint, wie ein Kind. Das ist es eben, man wollte gerne sagen, was man fühlt, und man ist sehr unglücklich, wenn die Zunge nicht für das Herz sprechen kann.“

„Meine liebe Frau,“ antwortete die Gräfin, „Eure einfache Sprache hat mehr Werth, als die schönsten Reden; und die Thränen eures Mannes rühren mich mehr, als die beredtesten Worte. Ich will Euch meinen Arzt schicken, wenn Ihr krank seid, und sorgen, daß Euch nichts mangelt.“

„Die Mutter erlaubt mir schon, die Pathin Eures Kindes zu werden,“ fügte Hildegard bei; „wollt Ihr, Marianne? — — „Ach! gnädige Frau, gnädiges Fräulein, wie kann ich Ihnen für so viele Güte genug danken?“

„Gut,“ erwiederte die Gräfin, „die Sache ist schon ausgemacht.“

Die Damen machten sich hierauf, von einem Bedienten begleitet, wieder auf den Weg nach dem Schlosse und ließen Michel und Marianne in der größten Freude zurück.

„Beim Blitz!“ sagte Michel, „habe ich denn so ungeschickt sein müssen! Ich habe nicht ein einziges Wort sagen können, so lange sie hier waren, und da sie jetzt nicht mehr hier sind, kommt mir ein Haufen der besten Gedanken in den Kopf! es scheint mir, ich würde, wenn sie zurückkämen, ihnen schöne Sachen aller Art herschwatzen können, und ganz geläufig, siehst Du, wie ein Gelehrter, der in einem großen Buche liest, doch, bah! wenn sie zurückkämen, würde ich eben so albern sein, als vorher. Könnten wir doch wenigstens schreiben!

man schickt doch Kinder in die Schule, die schreiben lernen; aber ich, Dummbart, habe nicht einmal dieß gelernt! ... Thut jedoch nichts, es sei denn, der liebe Gott wird uns vielleicht einst Gelegenheit geben, zu zeigen, daß wir nicht undankbar sind, und dann werde ich, um ihnen zu dienen, im Nothfalle sterben, so wahr ich Michel heiße."

„Du hast recht, mein lieber Mann," antwortete Marianne, „der liebe Gott hat die dankbaren Herzen gerne."

Auf dem Wege sagte die Markisin zur Gräfin: „Obgleich diese guten Leute sehr arm sind, so machen sie doch weniger Umstände mit unserm Gelde, als mit einem elenden Wickelzeuge, das ihnen die Tochter ihres gnädigen Herrn verfertigt hat. Sie haben da ein etwas mühsames, aber doch sicheres Mittel gefunden, die Liebe Ihrer Lehensleute zu gewinnen, und ich begreife, daß es mit Ihrer Furcht ..."

„Meine Furcht wirkt nichts bei meinen wohlthätigen Handlungen, fiel ihr die Gräfin in's Wort, mein Herz treibt mich dazu an, und Gott befiehlt es mir; ohne Zweifel wird Michel erkenntlich sein; aber wenn er es auch nicht wäre, so würde ich ihm doch meine Wohlthaten zufließen lassen."

In der folgenden Woche bekamen Michel und Marianne einen Sohn. Hildegard wurde seine Pathin. Die Gräfin und Hildegard speisten an diesem Tage in der Hütte, wohin sie seitdem unaufhörlich milde Gaben brachten oder schickten.

# Viertes Kapitel.

## Der Wilddieb. — Das unterirdische Gewölbe. — Der Weg zur Flucht.

Die Markisin wollte nur noch einen Tag im Schlosse bleiben, als ein Bedienter anzeigte, eine Bäuerin verlange dringend, die Gräfin zu sprechen. Angelika befahl, sie herein zu führen. Nach einem Augenblicke öffnete sich die Thüre, und man sah eine noch junge Frau hereintreten, die einen Säugling auf dem Arme trug, und ein anderes Kind an der Hand führte; ein drittes, etwas größer, hing an ihrem Rocke. Die Gesichtszüge des Weibes drückten die heftigste Verzweiflung aus, ihre Haare hingen in Unordnung auf die Schultern herab, ihr Gesicht war mit Thränen benetzt, und ihre Kinder weinten und schluchzten. Sie warf sich sogleich der Gräfin zu Füßen: „O, gnädige Frau," rief sie mit einer herzzerreißenden Stimme, „sie führen meinen Mann fort! Was wird aus diesen Kindern werden, wenn sie keinen Vater mehr haben! Ach, gnädige Frau, Sie sind, wie ich, Gattin und Mutter, wenn Sie arm wären, wie ich, wenn Sie drei Kinder von diesem Alter hätten, und wenn man Ihnen Ihren Gatten entrisse, so würden Sie fühlen, wie groß mein Schmerz ist. Im Namen Gottes, gnädige Frau, geben Sie mir meinen Mann zurück, geben Sie mir den Vater meiner Kinder zurück!

Sie können es, Sie brauchen nur ein Wort zu sagen; lassen Sie mich nicht zu Ihren Füßen sterben!"

„Wo führt man Euern Mann hin?" antwortete die gerührte und erstaunte Gräfin.

„In den Kerker, auf die Galeeren, auf das Blutgerüste, man hat mir von All' dem gesprochen."

„Aber was hat er denn verbrochen?"

„Gnädige Frau, wir hatten weder Geld noch Nahrung mehr, der Hunger preßte meinen Kindern Thränen aus. Mein Mann ging in Ihrem Walde auf die Jagd; er schoß einiges Wild, mit dessen Erlös er uns Nahrungsmittel kaufen wollte. Als einer Ihrer Aufseher ihn angetroffen und fest zu nehmen versucht hatte, so wehrte sich mein Mann und verwundete ihn. Das ist sein ganzes Verbrechen; andere Aufseher eilten auf ihres Kameraden Geschrei herbei, wodurch es gelang, ihn endlich zu knebeln. Ach, gnädige Frau, Sie wissen nicht, was es heißt, Kinder haben, welche nach Brod schreien, wenn man ihnen keines geben kann! Welcher Vater würde bei solchem Elende nicht den Kopf verlieren? Doch, gnädige Frau, man führt ihn fort; warten Sie nicht, bis man ihn der Gerechtigkeit überliefert; vielleicht könnten Sie ihn dann nicht mehr retten, er wäre verloren, und wir auch."

Hildegard, über das Unglück dieser Familie innig gerührt, schaute ihre Mutter an, und große Tropfen fielen über ihre entfärbten Wangen. Die Gräfin klingelte ihrer Kammerfrau. „Laßt sogleich," sagte sie, „den Sekretär meines Gemahls kommen, man sattle schleunig das beßte Pferd." Der Sekretär eilte herbei.

„Wo ist jetzt Euer Mann?" fragte sie die arme Frau. — „Auf der Straße nach Mühlhausen," antwortete diese.

„Steigen Sie schnell zu Pferd, eilen Sie,“ sagte die Gräfin zu dem Sekretär, „rennen Sie mit verhängtem Zügel davon, holen Sie die Aufseher ein, in deren Händen der Gefangene ist, befehlen Sie ihnen, mir ihn auf der Stelle herbeizuführen, und verbieten Sie ihnen vorzüglich, ihn zu mißhandeln. Kommen Sie dann sogleich zurück, mir von Ihrem Auftrage Bericht zu erstatten.“

Der Sekretär fand das Pferd schon in Bereitschaft und eilte im Galopp davon. Johanna Bontan (so hieß die arme Frau) lag noch auf den Knieen, denn die gute Gräfin war weit mehr darauf bedacht, ihr zu dienen, als sie aufstehen zu heißen. Diese Frau, welcher der Schmerz neue Kräfte gegeben hatte, konnte der Freude nicht widerstehen, als sie auf die ertheilten Befehle die Tritte des Pferdes, das den Sekretär forttrug, hörte. Sie erblaßte, Angelika lief herbei, sie zu halten, und hatte kaum Zeit, das Kind, das sie auf ihren Armen hielt, aufzufangen. Hildegard, die Markisin und mehrere Mägde brachten der unglücklichen Johanna schleunige Hilfe. Während ihrer Ohnmacht jammerten und weinten die Kinder laut, riefen ihrer Mutter und ihrem Vater, und nichts konnte sie beruhigen. Endlich schien Johanna wieder zum Leben zurückzukehren; aber sie sprach wie eine Wahnsinnige. Sie glaubte, sie sei selbst hinweg gegangen, um den Befehl der Gräfin auszurichten; man verweigerte ihr den Gehorsam; sie wollte ihren Mann den Händen der Wächter entreißen, welche sie zurückstießen; sie rang mit ihnen; ihre Schwäche brachte sie zur Verzweiflung; hierauf warf sie sich seufzend der Gräfin zu Füßen und bat sie flehentlich, sich ihrer und ihrer Kinder zu erbarmen. Nachdem endlich ein Getränk, das man sie zu nehmen nöthigte, ihre gewaltsame Gemüths-

bewegung etwas gestillt hatte, dankte sie sogleich der großmüthigen Dame, die ihr ihren Mann zurückgeben wollte; aber als bald darauf das älteste Kind ihr etwas in's Ohr gesagt hatte, neigte sie den Kopf und fing an zu weinen.

Ueber die Ursache ihrer Thränen befragt, antwortete sie schluchzend: Es verlangt Brod!...

„Ach Gott!" rief die Gräfin aus, „wie habe ich das vergessen können!" Schon war Hildegard in die Küche geeilt, um eine Suppe, Hühner, Brod und Früchte zu holen, und einen Zuckerbrei zu bestellen Welch eine Seligkeit für die zärtliche Mutter! Welche Freude für diese armen Kinder, welche fast am Verhungern waren und noch nie ein ähnliches Mahl gekostet hatten! Die Gräfin und Hildegard hielten auf ihren Knieen die zwei ältern, Johanna behielt das jüngere Kind. Das Weißbrod und das Hühnchen schmeckten ihnen vortrefflich; aber die Früchte waren noch weit besser. Bei jedem Mundvoll schaute sie mit lächelnder Miene ihre Mutter an.

Der Sekretär, welcher kurz nach Johanna's Ohnmacht zurückgekehrt war, hatte nahe bei dem Schlosse die Wächter angetroffen, welche noch mehr Mannschaft verlangten, weil sie, obgleich sie ihrer vier waren, ihren Gefangenen, der doch stark gebunden war, nicht bemeistern konnten. Bei ihrer Ankunft führten sie Bontan zur Gräfin. Dieser war ein hochgewachsener Mann; alles kündigte in ihm eine außerordentliche Stärke an; in seiner Haltung und seinen Gesichtszügen lag etwas Stolzes und Düsteres. Unter seinen schwarzen, krausen Haaren entdeckte man eine breite und kühne Stirne; sein lebhaftes und durchdringendes Auge glich dem eines Adlers, eine schwere Kette, deren beide Ende die vier Wächter festhielten,

fesselten seine nervigen Arme. Er trat mit erhobenem Haupte und sicherm Schritte herein, wie ein Mann, der vor einen Feind tritt, dessen Zorn und Macht er trotzt. Bei seinem Anblick zitterte die Markisin, seine Frau und Kinder eilten auf ihn zu. Während Johanna ihn in ihre Arme drückte, zeigten ihm die Kinder ihre Früchte, Brode und andere nahrhaftere Speisen, die sie so eben verzehrten. „O Vater, wie ist dieß so gut!" rief der Aeltere; „wir waren so hungrig! willst Du auch ein wenig? iß das, armer Vater, du hast gewiß auch Hunger!" Bontan war anfangs erstaunt und wußte nicht, wie seine Familie sich hier befand. Da er sah, daß man seinen Kindern zu essen gegeben hatte, ging es ihm an's Herz; er bückte sich, um seine Kinder zu umarmen, dann sich aufrichtend, blickte er die Gräfin mit gerührtem Blicke an; eine Thräne glänzte in seinen Augen und verschwand sogleich; Bontan hatte seine ganze Rauheit und seinen Stolz wieder angenommen.

„Frau Gräfin," sagte ein Wächter, „Sie sehen hier einen Wilddieb von Profession, der unsern Kameraden Anton schwer verwundet hat, ein Vergehen, für welches die Gesetze eine zehnjährige Galeerenstrafe vorschreiben."

„Ist Antons Wunde tödtlich?"

„Tödtlich? ... Nein, aber gefährlich vielleicht."

„Sagt dem Anton, ich bitte ihn, die Klage nicht vor Gericht zu bringen, wir werden ihn reichlich entschädigen, nehmt dem Gefangenen die Fesseln ab, zieht euch zurück, und es soll nicht mehr von dieser Sache gesprochen werden."

„Aber, gnädige Frau, er wird Sie tödten, er wird Ihre ganze Familie umbringen! Sie wissen also nicht,

daß dieß der fürchterlichste Mensch in der ganzen Gegend ist, und daß er die Adeligen verabscheut."

„Ist dieß wahr?" fragte die Gräfin Bontan.

„Ja."

„Warum verabscheut Ihr die Adeligen?"

„Weil ein Adeliger, der mit seinem Ansehen die ungerechten Ansprüche eines meiner Verwandten unterstützte, die Ursache war, daß ich einen Prozeß, der mich zu Grunde richtete, verlieren mußte."

„Nun, wohlan! Ich, eine Adelige, die Ihr verabscheut, und die Euch noch nie beleidigt hat, ich will Euch aus einer großen Gefahr retten; Ihr seid frei; Wächter, nehmt ihm die Fesseln ab!"

Die Wächter gehorchten ungern und zogen sich zurück. Bontan schien gar nicht daran zu denken, seiner Retterin zu danken; er nahm eines seiner Kinder auf jeden Arm und kehrte mit seiner Frau, die das jüngere trug, in sein Haus zurück. Da die Gräfin wußte, daß er hungrig war, bot sie ihm zu essen an; aber er ging fort, ohne nur darauf zu achten.

Die Markisin tadelte die Großmuth der Gräfin gegen einen solchen Menschen heftig. „Durch seine Freilassung," sagte sie, „setzen Sie den ganzen Adel des Landes in Gefahr, und vielleicht werden Sie einst Ihre Unklugheit schwer zu bereuen haben."

„Ich bin vom Gegentheile versichert," entgegnete lebhaft die gefühlvolle Hildegard. „Das Elend und die Verzweiflung verwirrten diesem Manne den Verstand; hast Du bemerkt, gute Mutter, wie er uns anblickte, wie er gerührt war, als er bei seinem Eintritte sah, daß wir seinen Kindern zu essen gaben! Und diese armen Kinder! diese arme Mutter! wie bedaure ich sie! Mutter,

ich bitte Dich, verlasse sie nicht. Sie haben wohl zu Mittag gegessen; aber diesen Abend werden sie wieder Hunger haben, und der Vater hat noch nichts zu sich genommen, wovon werden sie sich morgen sättigen können, und die folgenden Tage?" — „Du hast recht, mein Kind; ich bin mit Deinem Wohlthätigkeitssinne zufrieden; ich will ihnen gleich Lebensmittel und eine Geldsumme schicken, um sie auf einige Zeit vor Noth zu schützen, und sie in den Stand zu setzen, sich etwas zu verdienen, und wenn Bontan kein Faullenzer ist, so werden fünfzig Thaler vorerst hinreichen; wir werden sehen, wie er diese Hilfsquelle benutzt und was wir sodann zu thun haben."

„Ach, liebe, liebe Mutter, wie bist Du so gut," rief Hildegard, und fiel ihrer Mutter um den Hals.

„Meine Tochter, ich handle nur als Christin."

„Ich bewundere Sie wahrlich," sagte die Markisin, „anstatt Ihren Feind aus dem Wege zu räumen, nähren Sie ihn und seine Familie!"

„Jesus Christus gab uns dieses Gesetz, gegen welches ich mich nie freiwillig verfehlen werde," antwortete die Gräfin; „indessen gestehe ich, daß Bontan mir Furcht einflößt."

„Mir auch," fügte Hildegard bei; „aber seine Frau und Kinder dauern mich so sehr!"

Der Geschäftsmann der Gräfin langte zur rechten Zeit an; bei seinem Anblicke runzelte Bontan die Stirne; aber seine nicht so stolze und vernünftigere Frau nahm die Lebensmittel und das Geld mit leisen Danksagungen an. Hierauf gelang es ihr, jedoch nicht ohne Mühe, ihren Mann zu bewegen, daß er von den aus dem Schlosse ihnen überschickten Speisen aß. Die Mattigkeit, Entbehrung und Gemüthsbewegung hatten den Unglück-

lichen, als er in seine Hütte trat, gänzlich erschöpft. Dieses Mahl stärkte ihn wieder und am Morgen fing er mit dem Gelde einen kleinen Handel an, dessen Gewinn für alle Bedürfnisse des Hauses von nun an genügte; denn er war sparsam und nüchtern und seine Frau eine gute Haushälterin.

Bontan war von Natur gut und gefühlvoll, aber stolz und äußerst rachsüchtig. Diese Fehler, wovon nichts in seiner Jugend ihn zu heilen vermochte, wuchsen mit ihm auf und machten seinen Charakter roh und wild. Er hatte sich blindlings der revolutionären Partei in die Arme geworfen, nicht wie so viele andere, aus Raubsucht, aus Begeisterung für die neuen Ansichten, oder aus Ehrsucht, sondern einzig um Rache zu nehmen; er wollte sich weder bereichern, noch zu öffentlichen Aemtern gelangen, sondern die Adeligen demüthigen, niedermetzeln und ihre Schlösser in Brand stecken; weil die Geistlichkeit zum Frieden und zur Eintracht mahnte, so erstreckte sich der Haß dieses Ruchlosen auch auf die Priester und Kirchen. Er stand mit den vorzüglichsten Aufrührern der umliegenden Gegenden, die ihn zu Hilfe riefen, in Verbindung, und nahm deßhalb an allen geheimen Anschlägen, an allen Aufständen Theil, und seitdem der Erfolg die Revolutionäre ermuthigt hatte, sah man ihn bisweilen mit von Blut besudelten Händen in sein Haus zurückkehren. Bald von allen diesen Vorfällen benachrichtigt, sagte die Gräfin: „Vielleicht habe ich unrecht gethan, diesen Menschen zu befreien; aber Gott sprach zu meinem Herzen, und Niemand vermag die geheimen Absichten der Vorsehung zu durchschauen.“

Kurz vor der Einnahme der Bastille, welche den 14. Juli 1789 stattfand, an den Hof berufen, wurde

der Graf dort sechs volle Monate wegen der mißlichen Stellung zurückgehalten, in welche sich der König, dessen Gefahren sich stets vermehrten, versetzt fand. Der Vorfall mit Bontan erfolgte in der Woche nach seiner Abreise; bei seiner Rückkehr erzählte ihm die Gräfin diese Begebenheit und Alles, was man von diesem mehr als je gefürchteten Manne sagte. Der Graf wagte diese Handlung der Nächstenliebe nicht zu tadeln, indessen billigte er sie auch nicht. „Ach! lieber Vater!“ rief Hildegard, „Du hättest wie die Mutter gehandelt, wenn Du da gewesen wärest, wenn Du, wie wir, diese arme Frau auf den Knieen, mit Thränen benetzt, mit ihren drei Kindern, welche weinten und ihren Vater zurückforderten, gesehen hättest.“ — „Ohne Zweifel,“ erwiederte der Graf, „hätte ich das nämliche Mitleid gezeigt, und ihr seht nun, daß ich ebenfalls unrecht gehabt hätte. Ich weiß mehr von diesem Verbrecher, als Ihr. Er ist ein Feind Gottes und der Menschen, ein nach dem Blute der Adeligen und Priester dürstender Tiger. Jetzt ist unsere Parthei noch zu mächtig, um an die Festnehmung seiner Person zu denken; ihr habt ihn gerettet, vielleicht wird er Euch umbringen.“

Hildegard und Angelika schauderten bei diesem Unglück verkündenden Worten.

„Ja,“ fing Herr von Weißenstein wieder an, „man sagt, bis jetzt haben die Schlösser die Hütten unterdrückt, nun führen die Hütten mit den Schlössern Krieg. Schon sind mehrere Schlösser in Brand gesteckt worden; alle Andern kann das gleiche Loos treffen; wird dann wohl das unsrige allein verschont bleiben? Großer Gott! in welcher Zeit leben wir! Der König selbst, unser guter König und seine erhabene Familie sind nicht sicherer in

ihrem Palaste, als wir hier sind. Ach! ich muß Euch wieder verlassen und in fünf Tagen verreisen! Gütiger Gott! wache über sie während meiner Abwesenheit.“ Hildegard und Angelika umarmten ihn weinend. „Hört,“ fuhr der Graf fort, „nur Du, Angelika, und ich kennen den unterirdischen Gang des Schlosses; im Nothfalle könnt ihr dort eine Zufluchtsstätte und sogar einen geheimen Ausweg zur Flucht finden. Ich will ihn diese Nacht untersuchen und die Schlösser herrichten; auch werde ich euch hinführen und Euch die geheimen zwei Pförtchen zeigen; das wird mich ein wenig beruhigen. Nach einigen Stunden wollte Hildegard, die von dieser traurigen Unterhaltung nicht so ausschließend in Anspruch genommen war, dem Vater ihren Pathen zeigen. Bei diesem Besuche erforschte der Graf die Gesinnungen Michels und Mariannens, und da er sie als fromme, dankbare Leute gefunden hatte, so sagte er bei seiner Rückkehr zur Gräfin: „Die guten Leute scheinen mir ein vollständiges Vertrauen zu verdienen; ihre einsam stehende Hütte wäre für Dich und unsere Tochter ein vortrefflicher Zufluchtsort, wenn Ihr Euch lange verbergen müßtet; Ihr könntet leicht und ohne entdeckt zu werden, von dem unterirdischen Gewölbe während der Nacht Euch dorthin begeben; im Nothfalle würde Michel Euch seine Begleitung sicherlich nicht verweigern, wenn Ihr in andere Gegenden flüchten müßtet. Was meine Person selbst anbetrifft, so will ich ihm ein Kästchen voll Gold und Diamanten von großem Werthe zur Verwahrung anvertrauen; diese Gegenstände werden jetzt in seinen Händen sicherer sein als in den unsern.“ — Die Gräfin billigte diese Anordnung. Am Morgen nahmen Michel und seine Frau den Schatz in Empfang, und versprachen,

im Nothfalle für die gnädige Frau und die großmüthige Pathin sogar ihr Leben aufzuopfern.

Um Mitternacht, als Alles in den weiten Räumen des Schlosses schlief, und man nur den Nachtwind in den langen Gängen heulen hörte, zündete der Graf zwei Fackeln an, gab eine seiner Gemahlin, die andere seiner Tochter, nahm einen Korb, worin er eine Flasche Oel nebst verschiedenen Geräthschaften gelegt hatte, öffnete die Thüre des Speisesaales, und sagte mit leiser Stimme: „Wir wollen nun in das Gewölbe hinabsteigen.“

Sie stiegen auf den Fußspitzen hinunter. Bei der Bibliothek angelangt, nahm der Graf einen Band weg und berührte eine verborgene Feder, die den ersten Anstrengungen widerstand. „Es ist Alles verrostet,“ sagte Herr von Weißenstein; „schon lange besuchte man diesen Ort nicht mehr. Die Feder gab jedoch einem letzten und kräftigen Stoße nach; die Thüre eines Pförtchens, die Fächer und die Bücher, welche darauf standen, mit sich forttragend, öffnete sich, eine dichte und kalte Luft, wie ein Herbstnebel drang aus dem Gewölbe hervor, und jagte die Flamme der Fackeln heftig hin und her. Das Licht drang mühsam in diesen schwarzen Abgrund, der Blick verlor sich inmitten der Finsternisse; Hildegard drückte sich bebend an ihre Mutter. „Laßt uns einen Augenblick warten, bis die Luft sich erneuert,“ sagte der Graf, „während ich das Schloß dieser Thüre mit Oel anfeuchte.“ Als er damit fertig war, sprang die Feder beim leichtesten Drucke auf; die Thüre öffnete und schloß sich ohne das geringste Geräusch. „Treten wir nun hinein,“ sagte der Graf, nahm die Fackel Hildegards, deren Schrecken er bemerkt hatte, stieg zuerst die steile Stiege hinunter, und seine Frau und Tochter folgten ihm.

Sie gingen so bis an's Ende des Gewölbes, denn diese im hohen Alterthume erbaute Gallerie, wo das Schloß noch bisweilen Belagerungen auszuhalten hatte, war zu enge, um bequem neben einander gehen zu können. Bei jedem Schritte glitt man auf dem grünen Moose aus, das die Steinplatten bedeckte; das Wasser tröpfelte von den Mauern und an dem von dem Zahne der Zeit beschädigten Gewölbe herab. Bisweilen fielen große Tropfen auf die Fackeln, und machten, daß sie erblaßten und knisterten, Hildegard fürchtete, sie möchten verlöschen. Eine durchdringende Feuchtigkeit legte sich an die Hände und an das Gesicht, benetzte die Kleider und erkältete die Lungen. „Leider," bemerkte der Graf, „ist dieser schauerliche Ort heutzutage der Zufluchtsort einer adeligen Familie geworden!" Angelika antwortete ihm nur mit einem schmerzlichen Seufzer; Hildegard vergoß stumme Thränen. Endlich langte man am Fuße einer Treppe an, welche zu einer, auf einer ungeheuern Maschine ruhenden Fallthüre führte, deren Rost Herr von Weißenstein kaum wegzuschaffen vermochte. „Ehemals," sagte er, „ließ ich dieß alles durch einen Vertrauten besorgen; aber derselbe ist vor einem Jahre gestorben, und meine Geschäfte haben mir nicht erlaubt, daran zu denken." Nachdem er wohl eine Stunde sich abgemüht hatte, glückte es ihm; die Maschine ließ die Fallthüre und das sie verbergende Felsstück in eine Art Keller hinunter; vermittelst einer kurzen Leiter kam man aus dem Gange, und befand sich in einer künstlichen Grotte, die in einem großen Walde lag, und wenigstens zweitausend Schritte von den äußern Mauern des Schlosses entfernt war.

„Das ist," sagte der Graf, „der Wald, in welchem Michel und Marianne wohnen," und nachdem er sie

durch ein dichtes Gebüsch geführt hatte, fügte er hinzu: „hier ist der Fußpfad, welcher nach ihrer Hütte führt. Merket Euch alle diese Stellen wohl. Es kann für Euch, und vielleicht bald, der Fall eintreten, wo Ihr dieses Zufluchtsortes bedürft.“

Als sie wieder durch das Gewölbe zurückkehrten, zeigte der Graf noch einmal seiner Frau und Tochter die innern und äußern geheimen Schlösser. Es war schon spät, als sie in ihre Gemächer traten. Dessenungeachtet beteten sie noch lange vor dem Cruzifix, das auf dem Betschemmel der Gräfin stand. Nie war ihre Frömmigkeit inbrünstiger gewesen, nie hatten sie sich zärtlicher geliebt. Herr von Weißenstein empfahl Gott seine Frau und seine Tochter; Angelika betete für ihre Tochter und ihren Gatten, und Hildegard richtete alle ihre Wünsche für ihre Eltern zum Himmel.

Nachdem der Graf noch mit seiner Frau und Tochter das heilige Abendmahl empfangen hatte, nahm er am fünften Tage auf's rührendste von ihnen Abschied, und reiste an den Hof ab. Wie schmerzlich war diese Trennung! Diese guten Menschen durften nicht hoffen, sich je wieder auf dieser Erde des Jammers zu sehen. Mehrere Monate verfloßen hierauf, der Graf beklagte sich in allen Briefen über die immer schrecklichere Wendung, welche die Staatsangelegenheiten nahmen, und über die peinliche Pflicht, die ihn so lange von seiner Familie entfernt hielt. Hildegard und die Gräfin brachten ganze Tage und einen großen Theil der Nächte mit Seufzen und Weinen zu, riefen den Allmächtigen um Schutz und Hilfe an, oder vertheilten reichliche Almosen.

# Fünftes Kapitel.

## Die zwei Revolutionsmänner. — Der Hochmuth im Unglück.

Unterdessen bemerkten Angelika und ihre Tochter eine sichtbare Veränderung in dem Benehmen ihrer Lehnsleute. Alle schienen sie ehedem zu achten und zu lieben; nun hatten mehrere die Kühnheit, ihrer Herrschaft zu trotzen; der furchtsame Haufe entfernte sich von ihr; nur wenige bewiesen ihnen noch eine gleiche Zuneigung. Aber diese Zuneigung glich fast dem Mitleide. Der revolutionäre Geist hatte sich des Dorfes bemächtigt. Die Schlechten, der Wohlthaten ihres Gutsherrn vergessend, waren jetzt nur auf seine Verfolgung bedacht; der größte Theil glaubte sich einer Gefahr auszusetzen, wenn sie ihre Dankbarkeit an den Tag legten; diejenigen, welche weder undankbar sein noch scheinen wollten, beklagten diese edle und tugendhafte Familie, deren Gefahren sie schaudern machten, und für welche sie nur weinen und beten konnten.

„Du siehst, meine Tochter, sagte die Gräfin, „was im Dorfe vorgeht. Die Anzahl der Bösen ist bei weitem geringer, als die der Guten; aber die Erstern übertreffen die Letztern an Verwegenheit. Wenn diejenigen, welche ihnen nicht gleichen, eben so viel Muth für das Gute

hätten, als die andern für das Böse, würden die Bösen sich nicht öffentlich zeigen dürfen. So ist es im ganzen Königreiche; die Bösen werden durch ihre Kühnheit und durch die Schwachheit der rechtschaffenen Leute siegen. Man wird den Thron umstürzen, die Altäre entweihen, den Adel sammt der Geistlichkeit vertilgen; das Volk der Zügellosigkeit, dem Elende, der Verzweiflung überlassen, wird sich selbst strafen; die Parteigänger, welche es verführen, werden selbst gegen einander aufstehen und sich aufreiben. Alle Rechte werden mit Füßen getreten werden, und dieses schöne, durch eine entsetzliche Gesetzlosigkeit zerrissene Reich wird, wie ehedem das Reich Israel, dessen Gottlosigkeit es gleich kommt, untergehen. Ach! meine Tochter, fassen wir Muth, und rüsten wir uns als Christinen, die Prüfungen zu bestehen, welchen die Vorsehung uns aussetzen wird. Schon bedroht man die Priester, man flucht dem heiligen Namen Gottes, man schickt sich an, seinen Dienst zu ächten; was aber immer kommen mag, wir wollen Gott stets treu bleiben, und, wenn es sein muß, für den Glauben unser Leben aufopfern."

„Ja, Mutter," antwortete Hildegard, „ich erinnere mich noch an Eleazar, an die sieben Machabäer und an alle jene Helden der christlichen Kirche, deren Geschichte wir gelesen haben; bitten wir den Herrn, sich Frankreichs und unser zu erbarmen; vielleicht will seine Gerechtigkeit unser unglückliches Land nur schrecken."

„Nein, mein Kind, Du würdest schaudern, wenn ich Dir die letzten Briefe Deines Vaters vorlesen würde. Diese Unglücksfälle sind theilweise schon geschehen. Wir wollen beten, uns in unser Schicksal fügen und fortfahren, so viel Gutes als möglich zu thun.

„O! ja," entgegnete Hildegard, „wir wollen selbst den Undankbaren, die uns beschimpfen, Gutes thun, und uns der Barmherzigkeit Gottes überlassen." Irgend eine schlimme Nachricht brachte jeden Tag die Mutter und die Tochter auf solche traurige Gespräche; jeden Tag trennte sich irgend ein Bauer von der kleinen Zahl ihrer Freunde, und ihre Feinde wurden kühner und zahlreicher. Schon hatten Mehrere unverschämte Drohungen gegen sie laut werden lassen. Zwei Männer setzten sie besonders in Schrecken; doch glich sich nichts weniger, als diese zwei Männer, von denen der eine Bontan und der andere Giblour hieß. Bontan hatte seinen rothen Bart und seinen langen Schnurbart wachsen lassen; und seit einiger Zeit sah man ihn nie ohne Waffen. Wenn er der Gräfin und ihrer Tochter begegnete, beschleunigte er seine Schritte und wandte das Gesicht weg, oder kehrte um, gleich als ob sie ihm Schrecken einflößten. „Der Unglückliche!" sagte Angelika, „wie er uns verabscheut! — Und doch, was haben wir ihm zu Leide gethan? Gott bewahre uns vor dem Unglücke, in seine Hände zu fallen," fügten Beide hinzu, denn in diesem Falle wären wir verloren.

Bontan war der Goliath des Landes; Giblour hingegen war klein, schwach und häßlich. Dieser feige und verschlagene Spitzbube hatte das tückische Auge der Katze, die Grausamkeit des Tigers und den diebischen Trieb der Elster. Bontan handelte gern und sprach desto weniger. Giblour, ein Redner von Natur und aus wohl weislichen Gründen feigherzig, schob die Andern voran, setzte sich niemals selbst der Gefahr aus, und während er die schlechten Grundsätze, welche er mit einer erheuchelten Begeisterung predigte, verachtete, war er nur darauf

bedacht, zu Aemtern zu gelangen und sich durch Betrügereien und Verbrechen aller Art zu bereichern. Ehemals war er der niedrigste Schmeichler des Grafen, der ihn zum Abschreiben einer Menge Schriften gebrauchte und ihn reichlich bezahlte. Früher diente er auch bei der Messe in der Schloßkapelle, ging häufig zur Beichte, um der adelichen Familie zu gefallen, welche durch seine schändliche Heuchelei betrogen wurde. Nun aber hatten der Graf und die Kirche keinen unversöhnlichern und frechern Feind als ihn; unaufhörlich drohte er den Bewohnern des Schlosses, und nach der Sitte jener ruchlosen Zeit stieß er im Sprechen schreckliche Gotteslästerungen aus. Als feige Memme überall bekannt, spielte er doch den Prahlhans, schleppte einen großen Säbel an seiner Seite, und da er einer der Gründer der in der benachbarten Stadt eingerichteten Volksversammlung war, durch deren Einfluß er Vorsteher seiner kleinen Gemeinde geworden war: so zitterte Alles vor ihm, ausgenommen Bontan, welchen Nichts und Niemand in der Welt hätte zittern machen können. Die gräfliche Familie fand Giblour eben so fürchterlich, aber hassenswürdiger als Bontan, welcher wenigstens in seine Verbrechen eine gewisse Freimüthigkeit und eine Art von Rechtlichkeit mengte. Bontan fügte nur seinen Feinden Böses zu; Giblour quälte Jedermann, Feind und Freund, nur um zu plündern und sich seinen Schutz abkaufen zu lassen. Diese zwei Männer waren die Führer des ganzen Dorfes, sie verfügten über alle Arme, nahmen auf entfernte Streifereien Landleute mit sich, obgleich diese ungern mitgingen und nur aus Furcht in feiger Unterwürfigkeit ihren verhaßten Befehlen und ihrem strafbaren Beispiele folgten. Sie hatten sogar ihre Streifzüge bis in die Umgebungen

des Schlosses Weißenstein ausgedehnt, und drohten, es in Brand zu stecken.

Um die Mitte des Frühlings im Jahre 1791 langten der Markis und die Markisin von Saint-Clair im Postwagen an. Sie wanderten in der Hoffnung aus, als Sieger der Revolution in einigen Monaten wieder in's Vaterland zurückkehren zu können. „Dazu braucht es höchstens einen Feldzug," sagte der Markis, indem er seinen Busenstreif und seine Handkrausen zurecht machte. Wir wollen uns auf der Gränze mit den Armeen des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen, welche bereits marschfertig sind, vereinigen; das Lumpenpack von Republikanern wird nicht widerstehen; man braucht alsdann nur die Bösewichte fest zu nehmen und zu bestrafen, und die Dummköpfe heimzuschicken." — „Der Herr Graf denkt nicht wie Sie," antwortete die Gräfin. „So," rief die Markisin, „ich denke aber auch nicht wie Sie, und habe gar keine Lust, mich in der Fremde als Leinwandhändlerin durchzubringen. Wenn ich verreise, bin ich sicher, daß ich bald wieder zurückkehren werde. Ich will nur die Wiener- und Berliner-Moden sehen und die unsrige dort zeigen. Ich werde den Armeen einen Monat Zeit lassen, das Königreich von den Aufrührern zu reinigen, dann kehre ich nach Paris zurück, um Nachrichten über die Revolution einzuziehen, und ich wette, Niemand wird dann mehr an die ganze Geschichte denken."

„Sie lachen," entgegnete die Gräfin, „Sie lachen über meine unglücklichen Ahnungen, und über die Behutsamkeit, zu welcher mich dieselben anspornen; der Himmel gebe, daß Sie immer darüber lachen können!

Was immer da kommen mag, ich setze alle meine Hoffnung nur auf Gott."

„Ich, gnädige Frau," unterbrach sie der Markis, „hoffe auf meinen Degen und auf die Weisheit der Monarchen und Adeligen von ganz Europa, welche alle ihren Vortheil darin finden, den französischen Thron und Adel aufrecht zu halten."

Die Gräfin wollte antworten, die Markisin aber ließ ihr nicht Zeit dazu: „Leben Sie wohl," sagte sie, „wir haben Eile;" und nachdem sie die beiden Damen umarmt hatte, sprang sie leichtfüßig in den Wagen, worin ihr Mann sich schon befand. „Leben Sie wohl," rief sie noch einmal durch den Kutschenschlag, „Adieu, auf baldiges Wiedersehen!" Hierauf hörte man sie eine Arie aus einer Oper trillern, und der Kutscher trieb die Pferde an.

Als der Markis auf dem Wege Giblour erblickte, ließ er Halt machen und sagte zu ihm: „Mein Freund, Du hast ein sehr gutes Aussehen für den Galgen. Erwarte blos meine Rückkehr." Giblour griff wüthend nach einer an seinem Gürtel befestigten Pistole, der Markis öffnete den Schlag; aber seine Frau hielt ihn mit den Worten zurück: „Pfui doch, Herr Gemahl, überlassen Sie dieses Geschäft dem Henker. Jakob, jagt diesen Schlingel fort und fahrt weiter." Der Kutscher war ein kräftiger und kühner Bursche, der dem Giblour einen derben Geißelhieb in das hagere Gesicht versetzte, und hierauf davon galopirte. Giblour hatte seine Pistole schon wieder eingesteckt und machte sich bereit, bei der ersten Bewegung des Markis die Flucht zu ergreifen; der Geißelhieb beschleunigte überdieß seinen Rückzug. Aber als er den Wagen ferne sah, faßte er wieder Muth,

nahm seine Pistole, schoß und fehlte, denn er wußte seine Waffen, die man weniger fürchtete, als seine Zunge, nicht zu gebrauchen; er kehrte sodann in's Dorf zurück und schwor, sich an der Familie des Grafen zu rächen. Indessen rühmte er sich, den Markis und seinen Kutscher in die Flucht geschlagen zu haben; man stellte sich, als glaubte man es; aber Bontan, der ihn wohl kannte, errieth die Wahrheit und dieser so stille und finstere Mann lachte laut, wenn er, wie er sagte, Giblour's Schramme sah. In diesen seltenen und kurzen Augenblicken guter Laune fragte er ihn über die Umstände seines Kampfes aus, und besonders mit welcher Waffe man ihn verwundet habe. Giblour hütete sich wohl, über einen solchen Spötter böse zu werden; aber er wurde nur um so wüthender gegen die gräfliche Familie, deren Freunde ihn so unkluger Weise beleidigt hatten.

Hildegard und Angelika waren noch ganz erstaunt über die Reden des Markis und der Markisin. „Welch unglaublichen Leichtsinn haben doch diese Leute," sagte Angelika, „und welche Gottlosigkeit," antwortete Hildegard. „Du siehst," entgegnete die Gräfin, „die Gottlosigkeit bemächtigt sich aller Klassen, und das zieht auf unser Land die Ungnade Gottes herab." „Ach, liebe Mutter," rief Hildegard, „wie sehr bedauere ich sie. Gott wird ihnen die Hülfe verweigern, die sie verschmähen. Sie schmeicheln sich mit einer baldigen Rückkehr, und vielleicht werden sie Frankreich nicht wieder sehen."

„Das befürchte ich auch, meine Tochter; ohne Gottes Hülfe vermag man nichts."

Bald verbreitete das Gerücht, der Graf sei einer der ergebensten Diener des Tyrannen; so nannten die Aufrührer den guten, aber unglücklichen Ludwig **XVI.**

Von dieser Zeit an beobachtete Giblour kein Maß mehr. Allen Begegnenden sagte er, daß das Schloß ihrer Herrschaft ein schönes Freudenfeuer geben werde. Alles verdoppelte die Furcht der Gräfin. Sie schrieb ihrem Gemahle, daß sie und ihre Tochter nicht mehr bleiben könnten, ohne sich den größten Gefahren auszusetzen. In Erwartung der Antwort, verabschiedete sie aus Vorsicht die wenigen Bedienten, welche sie beibehalten hatte, und behielt nur noch den treuen, alten Pförtner, nebst einem zuverläßigen Mädchen, in der Eigenschaft einer Köchin und Kammerfrau, bei sich. Angelika und Hildegard verließen die Bibliothek nicht mehr; sie aßen und schliefen dort. Die Magd brachte jeden Abend zwei Betten hin, die sie alle Morgen wieder forttrug; auf diese Weise waren diese armen Frauenzimmer stets am Eingange des Gewölbes, und bereit, sich auf das erste Warnungszeichen darin zu verbergen. Eine von ihnen stand immer hinter dem Sommerladen des Fensters, wo man ungesehen den ganzen Hof und das Gitter des Schlosses im Auge haben konnte. Endlich langte die Antwort des Grafen an. Er bewog seine Frau und Tochter, sich durch Michel mit der den Umständen angemessenen Vorsicht nach Straßburg führen zu lassen, und bestimmte ihnen den Ort, wo er sie selbst abholen würde; aber er setzte die Abreise erst auf die folgende Woche fest, damit weder sie, noch er genöthigt wären, an der Gränze zu warten, denn es war auch dort für sie keine Sicherheit. Der Graf wurde noch in Paris durch den Befehl des Königs zurückgehalten, der ihn als Geschäftsträger an einen ausländischen Hof schicken wollte. Da die Gräfin wohl wußte, daß sie einst der Hülfe Michels bedürfen werde, so hatte sie ihn schon

vor einiger Zeit gebeten, nicht mehr in's Schloß zu kommen; sie selbst ging nicht mehr in seine Hütte; der Holzhacker schien, wie viele Andere, seinem Herrn den Rücken gewendet zu haben. Die Gräfin hielt es für unnöthig, ihn von der beabsichtigten Flucht zu benachrichtigen; sie war sicher, ihn stets bereit zu finden, und schmeichelte sich, ihn dafür reichlich belohnen zu können.

## Sechstes Kapitel.

**Die Mordbrenner. — Die Flucht in's Gewölbe. — Die Hausuntersuchung. — Der dankbare Holzhacker. — Der Verrath. — Die Verhaftung.**

Als die Gräfin eines Tages in der Stille ihre Zurüstungen machte, ließ sich ein Mann vor dem Gitter sehen. Der Pförtner öffnete ohne Mißtrauen, dann besetzte sogleich eine Menge häßlicher Menschen, die meisten unbekannt, Alle mit Stöcken, Gabeln, Spießen und Gewehren bewaffnet, den Hof, und verbreiteten sich unter entsetzlichen Drohungen und fürchterlichen Lästerungen in den Zimmern. Giblour war an ihrer Spitze; seine kreischende, vor allen andern hörbare Stimme, entzündete das wilde Feuer der Leidenschaften in diesen verruchten Gemüthern. Während sie in den Hof drangen, hielt Hildegard am Fenster Wache. „Ach! Mutter, komm

und sieh doch!“ rief sie schaudernd. Angelika näherte sich und erblaßte. „Fliehen wir geschwind, hörst Du, was sie sagen? Sie suchen uns. Sie eilen schon herbei; machen wir geschwind oder wir sind verloren.“ Mit diesen Worten öffnete sie das Gewölbe und verbarg sich mit Hildegard; sie hatte es so eben wieder geschlossen und Beide waren noch auf der ersten Stufe, als mehrere Männer eiligst in das Bibliothekzimmer traten. Von Schrecken ergriffen und aus Furcht, sich durch das geringste Geräusch zu verrathen, blieben sie unbeweglich stehen und hielten den Athem zurück. Hildegard zitterte an allen Gliedern, ihre Mutter mußte sie aufrecht halten. Die Männer verließen die Bibliothek nicht sogleich und die Frauen wagten es nicht, sich zu bewegen; jene sprachen mit einander, aber man konnte wegen der Dicke der Thüre und der Bücher, womit sie bedeckt war, ihr Gespräch nicht verstehen. Plötzlich erschütterte ein fürchterlicher Stoß die Fächer, Hildegard und ihre Mutter glaubten, man wolle die Thüre einrennen. Der Dunkelheit ungeachtet stiegen sie schnell die Treppen hinunter, aber Hildegard wurde zu ihrem Schrecken am Rocke zurückgehalten. Das arme Kind fiel in Ohnmacht, denn es glaubte schon gefangen zu sein. Man stelle sich hier die Angst der unglücklichen Mutter vor, in einer tiefen Nacht begraben, ihre Tochter auf den Armen haltend und von scheußlichen Männern verfolgt, die nur zwei Schritte von ihr entfernt waren, und denen der leiseste Seufzer den Eingang des Gewölbes verrathen konnte. Ihre Tochter starb beinahe vor Furcht, doch getraute sie sich nicht, um Hülfe zu rufen, da Niemand anders, als ihre Todfeinde sie hätten hören können. Von aller Welt verlassen, im Schooße der Erde verborgen, richtete

sie alle ihre Gedanken zu dem Herrn empor; sie ließ sich sachte auf ein Knie nieder, während sie auf dem andern den halb entseelten Körper ihres Kindes hielt. In dieser furchtbar peinlichen Lage betete sie mit inbrünstigem Herzen. Gleich darauf stieß Hildegard einen tiefen Seufzer aus; die arme Mutter zitterte vor Freude und Furcht, denn ihre Tochter war wieder zum Leben erwacht; andererseits aber konnte dieser Seufzer gehört worden sein, und indem Hildegard wieder zu sich kam, konnte sie laut reden oder sogar einen Schrei thun, da ihr in der Thüre noch immer steckengebliebener Rock ihren Schrecken erneuern mußte. Angelika hielt ihr die Hand auf den Mund, doch so, daß sie dieselbe nicht am Athmen hinderte, und sagte leise zu ihr: „Liebes Kind, erschrick nicht; wir sind nicht entdeckt, aber der Saum deines Rockes ist zwischen der Thüre stecken geblieben; wir wollen ihn zerreißen, wenn die Feinde sich wieder entfernt haben.“ Nunmehr faßte das Mädchen Muth, denn sie fand die Rede ihrer Mutter vernünftig, und ein neuer Seufzer beruhigte sie vollends.

Sie warteten also, bis die Männer sich entfernten und lauschten. Die Reden dieser Banditen machten, daß ihnen die Haare zu Berge standen. Die Einen hofften, Mutter und Tochter zu erwürgen, wenn sie dieselben entdeckten; die Andern wollten das Schloß in Brand stecken, um sie aus ihrem Schlupfwinkel hervor zu nöthigen; denn sie wußten, daß die Frauen im Schloße versteckt waren; Alle drangen laut auf Plünderung. „Nun wohlan,“ sagte Giblour, „schreiten wir denn ordentlich zur Plünderung, so daß Jeder seinen Antheil bekommt; man bewache aber besonders die äußere Thüre.“ Mit diesen Worten gingen sie fort. Die

Gräfin zerriß den Rock ihrer Tochter und sie stiegen zitternd die steile und morsche Treppe hinunter. Nun fürchtete sich Hildegard nicht mehr vor der Dunkelheit, sie wünschte, daß dieselbe noch dichter sein möchte, und verbarg sich gerne mit ihrer Mutter darin. Indessen sagte sie nach einiger Zeit: „Mutter, wir wollen ein wenig warten, Gott danken, daß er uns aus einer so großen Gefahr errettet hat und ihn anflehen, seinen heiligen Schutz, der uns so nothwendig ist, uns auch künftig zu gewähren."

Beide knieten nieder und das rührendste Gebet stieg aus der Tiefe ihres Herzens zum Throne des Ewigen empor. „Jetzt," sagte Hildegard, „fühle ich mich stärker und ruhiger; die Hoffnung ist in mein Herz zurückgekehrt. Mutter, Gott wird uns wohlbehalten aus diesem Gewölbe und aus diesem unglücklichen Lande leiten." — „Ich hoffe es, meine Tochter; denn wir flehten zu ihm mit einem lebendigen und aufrichtigen Glauben und haben uns nichts vorzuwerfen." — „O Gott," rief Hildegard, „wenn ich eine schwere Sünde begangen hätte, so würde ich in dieser Finsterniß, wo wir uns nicht sehen können, wo aber das Auge Gottes tiefer in unser Gewissen zu dringen scheint, vor Furcht sterben."

Hildegard lief hinter ihrer Mutter her; Angelika reichte ihr die eine Hand und folgte mit der andern der feuchten Mauer. Aus Vorsicht mußten sie zehn ganze Stunden unten an der letzten Stiege bleiben; denn sie waren etwas vor Mittag in das Gewölbe getreten und mußten das Dunkel der Nacht erwarten, um sich in Michels Hütte zu verbergen. Die Flucht fiel nämlich in die ersten Tage des Heumonats. Welche furchtbare Lage für schüchterne und zarte Frauen! welche körperliche

und geistige Leiden! Kein trockener Ort, um sich zu setzen, kein Bissen Brod, kein Tropfen Wasser! Und wenn sie hinausgingen, waren sie nicht sicher, ob sie bei Nacht den beschwerlichen Fußpfad finden würden, der zu der Hütte führte. Wie leicht konnten sie nicht irgend einem gefährlichen Thiere, oder einem noch gefährlichern Bösewichte begegnen? Ach, ohne die Kraft und den Trost, welche reine und fromme Seelen im Gebete finden, würden sie nie aus diesem düstern Gewölbe gekommen sein; von Zeit zu Zeit befragte die Gräfin mit dem Finger ihre Uhr. „Es ist noch Tag," sagte sie dann mit einem Seufzer. — „Noch Tag, o wie lang ist dieser Tag!" antwortete Hildegard, und seufzte auch, und Beide fingen dann wieder an zu beten. „Endlich ist es zehn Uhr. Laßt uns gehen!" sprach die Gräfin, und Beide stiegen mit Muth die Treppen hinauf. „Aber," sagte Hildegard, „wenn Jemand in der Grotte wäre?" „Lauschen wir," entgegnete Angelika, und sie hörten rauhe Stimmen, welche unter dem Felsen ertönten; es waren fremde Banditen, welche betrunken heimkehrten und sich ihrer Heldenthaten rühmten. Die erschrockenen Damen stiegen wieder die Treppe hinunter. Als diese Männer endlich hinweggegangen waren und man nichts mehr hörte, kamen sie wieder die Treppe herauf. „Mutter," sagte Hildegard, „kennst Du noch das geheime Schloß? Kannst Du im Finstern den Knopf finden, an welchem man drücken muß? ohne dieß müssen wir vor Hunger sterben!" Die Gräfin antwortete nichts, denn sie theilte die Furcht ihrer Tochter. Wirklich suchte sie lange den verhängnißvollen Knopf, ohne ihn zu finden. „Gütiger Gott!" rief sie, „willst Du uns hier sterben lassen?" aber ihre oft wiederholten Versuche waren immer fruchtlos.

Angelika suchte ihrerseits auch, und war nicht glücklicher. Von Mattigkeit, Elend und Verzweiflung erschöpft, setzten sich Beide auf die Stufe der Stiege, und erwarteten in stummen Thränen den Tod. „Meine Tochter," sagte die Gräfin, welche beim Anblick eines so nahen und furchtbaren Todes wieder Muth faßte, „wir müssen in die Bibliothek zurück. Wenn unsere Feinde eine Wache dort zurückgelassen haben, so wollen wir uns in den Willen Gottes ergeben und in dieser traurigen Zufluchtsstätte sterben; wenn sie aber Alle das Schloß verlassen haben, so können wir uns auf dem gewöhnlichen Wege in Michels Hütte begeben." — „Nein, nein, liebe Mutter, ich würde nie den Muth haben, in's Schloß zurückzukehren." — „Nun, so warte hier, ich will allein gehen, Gott wird mir Muth geben und dann will ich wieder kommen, Dich abzuholen, oder mit Dir zu sterben." — „Mutter, ich bitte Dich," rief Hildegard, „verlasse mich nur jetzt nicht; ich will gerne mit Dir gehen." — Aber schon war die Gräfin die Treppen hinuntergestiegen und eilte durch den engen Gang; die mütterliche Zärtlichkeit gab ihr eine übernatürliche Stärke und Unerschrockenheit; sie hörte weder Hildegards Schluchzen, noch ihren Ruf. Die Schwäche erlaubte dieser letztern nur einige Stufen hinunter zu steigen; denn das arme Kind starb fast vor Hunger, Furcht und Kälte. Hildegard stieg wieder mit betrübtem Herzen und mit in Thränen gebadeten Augen hinauf. Ihre Mutter hatte schon das Ende des Gewölbes erreicht, immer im Finstern forteilend, als ihr eine dicke Rauchwolke entgegen kam, welche sie beinahe erstickte und zwang, plötzlich umzukehren. Wenn sie noch weiter vorangegangen wäre, so wäre sie erstickt, und was würde dann aus ihrem Kinde

geworden sein? Die Banditen hatten das Schloß in Brand gesteckt, die Bibliothek brannte noch, und das verbrannte Täfelwerk ließ den Rauch durch, der in schwarzen Wirbeln in die Gallerie drang, wo die dichte und feuchte Luft ihn nur langsam vorwärts dringen ließ. Da die unglückliche Gräfin nun sah, daß es kein Mittel gab, durch das Schloß zu entrinnen, und zugleich verzweifelte, den verhängnißvollen Knopf zu finden, kehrte sie bestürzt zu ihrer Tochter zurück, jedoch mit langsamen Schritten; sie fürchtete nur zu frühe anzukommen. Hildegard erwartete sie und seufzte.

Plötzlich entflammte sich Hildegards Muth; sie kniete nieder, machte das Zeichen des Kreuzes, faltete die Hände und sprach: „Mein Gott, Du siehst unsere Noth und die Unschuld unserer Herzen, habe Mitleiden mit uns. Heilige Jungfrau, Mutter Gottes, bitt für uns!“ Dann glaubte sie eine göttliche Stimme zu hören, welche ihr sagte: „Dein Gebet ist erhört, stehe auf, suche und Du wirst finden.“

Beim Aufstehen schien es ihr noch, als wenn ein Lichtstrahl, der durchaus nicht dem Tageslichte glich, ihr den ersehnten Knopf zeigte; sie sah ihn deutlich, ungeachtet der Dunkelheit. Sie hielt die Hand darauf und erkannte ihn. Eine unsägliche Freude, die dem Danke für Gottes Güte gleich kam, erfüllte ihre Seele. Sie wagte nicht, vor der Rückkehr ihrer Mutter die Fallthüre zu öffnen, noch weniger wagte sie es, ihren Finger von dem Knopfe zurückzuziehen, welchen sie dann vielleicht nicht mehr hätte finden können! Wie schlug ihr jugendliches Herz vor Freude und Ungeduld, während sie ihre Mutter erwartete. Zwanzigmal öffnete sie den Mund, um ihrer Mutter zu rufen, um ihr aus

allen Kräften zu rufen; aber ihre Stimme wäre in der Grotte, vielleicht sogar im Walde gehört worden, wo leicht irgend ein Feind verborgen sein konnte. Hildegard schwieg also und bat Gott, recht bald ihre Mutter zurückzuführen.

Endlich kam die Gräfin zurück; unten an der Stiege rief sie ihrer Hildegard mit einer traurigen und kläglichen Stimme.

„Mutter, Mutter!“ antwortete Hildegard, „wir sind gerettet; ich habe den Knopf gefunden, Gott hat mir ihn gezeigt.“

Angelika sprang eilig die letzten Stufen hinauf und öffnete die Fallthüre; da waren nun Beide in der Grotte, wo sie eine reine Luft einathmeten und unter Umarmungen und Freudenthränen dem Ewigen ihren Dank für die glückliche Errettung darbrachten.

Die Nacht war heiter; der halbverschleierte Mond verbreitete gerade so viel Helle, um ihnen den Weg zu zeigen und sie nicht zu verrathen; sie begaben sich eilig zu Michel in die Waldhütte.

Den ganzen Tag abwesend, war dieser erst nach dem Abzuge der Mordbrenner nach Hause zurückgekehrt; seine weinende Frau unterrichtete ihn von den Gefahren der Gräfin, und indem Michel schwor, sie zu retten oder zu sterben, eilte er in's Schloß. Ungeachtet der Flammen trat er hinein, durchlief alle Zimmer, wo er eindringen konnte, und da er die Gesuchten nicht gefunden hatte, kehrte er traurig in seine Hütte zurück. Seine Kleider und seine Haare waren halb verbrannt; an Gesicht und Händen hatte er schmerzvolle Blasen bekommen, aber er fühlte nichts als die Verzweiflung, daß er seine Wohlthäterinen nicht hatte retten können.

„Sie sind in irgend einem verborgenen Winkel umgekommen," sagte er zu seiner Frau, „weil man sie nicht gefunden hat, und sie auch nicht hier sind." Die guten Leute vergoßen Thränen des Mitleids um ihre geliebte Herrschaft, welcher sie mit dankbarer Liebe zugethan waren.

Um zehn Uhr klopfte man heftig an die Thüre. Michel öffnete; es war Giblour nebst einigen Andern. Derselbe war wüthend, daß er die zwei Damen verfehlt hatte, und um sie aufzufinden, stellte er nun bei allen Verdächtigen, das heißt bei allen Personen, welche er für großmüthig genug hielt, Geächteten einen Zufluchtsort zu gewähren, eine Hausuntersuchung an.

Nichts entging den langen und genauen Nachsuchungen Giblour's, ausser einem kleinen, in einem Winkel angebrachten Schranke, wo Michel sein erspartes Geld hatte, seitdem er durch die Wohlthätigkeit der Gräfin in den Stand gesetzt worden war, sich einen kleinen Schatz zu sammeln.

Beim Fortgehen sagte Giblour zu ihm: „Du bist glücklich, daß Du sie nicht in Deinem Hause hattest; sonst würde es Dir und den Deinen wie ihnen gehen, und Deine Hütte wie das Schloß verbrannt worden sein."

Michel wollte antworten, aber seine Frau winkte ihm zum Stillschweigen. Sobald die Thüre geschlossen war, sagte er: „Er kann mir lange drohen, wenn wir auch Alle umkommen sollten, so werde ich doch nie denjenigen einen Zufluchtsort und Brod verweigern, welche mir so viel Gutes gethan haben."

„Du hast Recht," entgegnete Marianne, „man muß selbst mit Gefahr seines Lebens dankbar sein. Gott will

es; und wenn die Menschen uns dafür strafen, so wird er uns belohnen."

„Aber ach!" antwortete Michel, „sie bedürfen auf dieser Erde nichts mehr, ich möchte nur ihre Leichname finden, um sie zu bestatten und an ihrem Grabe zu beten."

„Ich würde mit Dir beten," fügte Marianne hinzu. „Die unglücklichen Damen, sie waren so gut, so großmüthig, und mußten in den Flammen sterben!"

Plötzlich hörte sie wieder an die Thüre klopfen, sie bebte, wischte sich geschwind die Thräne ab und sagte leise: „Giblour kommt zurück; Gott! wenn er uns gehört hätte!"

Kaum hatte Michel die Thüre geöffnet, als zwei blasse und zitternde Frauenzimmer in die kleine Stube stürzten. Es war die Gräfin und ihre Tochter. — „Endlich," sagte Angelika, „sind wir bei Freunden!" In wenig Worten theilten sie Mariannen und Micheln mit, was ihnen begegnet war und was sie von ihnen erwarten. Michel versprach, sie sogar bis an's Ende der Welt zu begleiten, und am Morgen vor der Abreise den Schatz auszugraben, den er auf des Grafen Befehl verborgen hatte. Marianne lieh den Frauenzimmern Kleider, denn die ihrigen waren im Gewölbe naß und schmutzig geworden; dann brachte sie ihnen Speisen; aber bevor die beiden Damen sie anrührten, dankten sie, ungeachtet ihres nagenden Hungers, dem lieben Gott, der ihnen auf einmal alles Nöthige verschaffte.

„Du siehst nun, Hildegard, was Elend ist, und wie viel ein Stück schwarzes Brod werth ist, das man oft verschmäht, und das schlecht erzogene Kinder ver-

schleudern und wegwerfen, während so viele Unglückliche keines haben."

„Ja, Mutter, ich sehe es, und werde immer daran denken." Während dem sie aßen, erzählten ihnen Marianne und Michel von der bei ihnen stattgehabten Hausunter=suchung.

„Um wie viel Uhr?" fragte die Gräfin.

„Um zehn Uhr," antwortete Michel.

„Um zehn Uhr!" rief die Gräfin mit gen Himmel erhobenen Augen. „Um zehn Uhr wollten wir kommen, und so hätten wir uns selbst den Händen unserer Feinde ausgeliefert, wenn Gott uns nicht mehr als eine Stunde zurückgehalten hätte! So, meine Tochter, kann uns ein großes Glück ein großes Unglück scheinen, und bisweilen rettet uns Gott durch ein Ereigniß, welches zu einem sichern Untergang zu führen scheint. Wollen wir deß=halb niemals an der Güte Gottes verzweifeln, und was immer kommen mag, wollen wir jederzeit die geheimniß=vollen Beschlüsse der Vorsehung anbeten."

Es war Donnerstag und man setzte die Abreise auf den nächsten Samstag fest. Hildegard und Angelika sollten, um sich unkenntlich zu machen, Mariannens Kleider behalten. Hierauf suchte man die Mittel, die zwei Flüchtlinge zu verbergen. Der kleine verborgene Schrank konnte die Tochter aufnehmen, und Angelika konnte sich leicht in einem andern verbergen, den Marianne geschwind leerte.

Vom Donnerstag bis zum Samstag hatte man kaum eine neue Hausuntersuchung zu befürchten. Man war also nur darauf bedacht, den Gräfinen einen Schlupf=winkel zu sichern, im Falle, daß irgend ein Fremder einen Augenblick in die Hütte käme, was übrigens selten

geschah. Michel und Marianne traten ihren Wohlthäterinen ihr Bett ab; sie wollten die zwei folgenden Nächte aufbleiben, um besser Wache zu halten, und so waren Alle durch diese Vorsichtsmaßregeln beruhigt.

Michel's älterer, sechsjähriger Sohn Ludwig kannte die zwei Damen; er hatte sie hereinkommen und sich verstecken sehen; er hatte Alles gehört, was man sprach, da nur eine Stube in der Hütte war und er durch Giblour's Hausuntersuchung so sehr erschreckt worden war, daß er nicht mehr einschlafen konnte. Man empfahl ihm, Niemanden etwas zu sagen, er versprach es und hatte sich auch bis dahin sehr verschwiegen für sein noch jugendliches Alter gezeigt.

Da die Wohnung Michels nicht weit von der Bontans entfernt lag, so sahen sich die Kinder der beiden Familien oft im Walde und spielten mit einander. Sie waren Jugendgefährten. Am Freitag Morgen sagte die Mutter zu Ludwig: „Geh' in den Wald, bleib aber in der Nähe unseres Hauses, und sobald Du Jemand kommen siehst, so kehre, ohne etwas merken zu lassen, schleunig zurück, um mich davon zu benachrichtigen. Gehe aber nicht weit, und sage ja Niemanden etwas von den Damen in unserer Hütte, hörst Du?" Ludwig versprach es, und stolz auf das Zutrauen, das man auf ihn setzte, stellte er sich auf seinen Posten.

Bald darauf kam einer der Söhne Bontan's, sein beßter Kamerad zu ihm. O, dachte Ludwig, es ist nicht nöthig, die Mutter davon zu benachrichtigen, sie kennt Georg wohl und er ist nicht böse. Die Knaben fingen an zu spielen. Bald bekam Ludwig Lust zu schwatzen. Er wußte ein so großes Geheimniß. Welche Ehre, die zwei Gräfinen in seiner Wohnung zu haben! Aber nein,

dachte er Anfangs, ich will es nicht sagen, die Mutter hat es mir verboten; dann kam die Versuchung stärker. Georg war sein Freund; er wird Niemanden etwas sagen, und nach mehrmaligem Widerstand plauderte endlich Ludwig.

Er sagte Georg Alles, indem er ihm fast bei jedem Worte wiederholte: Du mußt es aber nicht weiter sagen! In Folge eines zweiten Ungehorsams hatte sich Ludwig vom Hause entfernt, und die zwei Knaben waren von ihrem Geplauder so eingenommen, daß sie Giblour nicht bemerkten. Dieser Elende kehrte eben von seinen fruchtlosen Streifereien heim; er sah die beiden Knaben so geschäftig, daß er sogleich die Wahrheit errieth, näherte sich leise von Baum zu Baum, und vernahm das verhängnißvolle Geheimniß. Hierauf entfernte er sich ungesehen. Die zwei Knaben trennten sich bald darauf. Ludwig kehrte heim, und Georg that das Gleiche, um Alles seiner Mutter zu erzählen, welche es dann ihrem Manne mittheilte. So setzten der Ungehorsam und die Schwatzhaftigkeit Ludwigs seine Eltern und ihre Wohlthäterinen einem fast gewissen Tode aus.

Bontan hatte an der Zerstörung des Schlosses nicht Antheil genommen; eine andere Unternehmung rief ihn an diesem Tage anders wohin. Als er die Entweichung und den Aufenthalt der Gräfin erfuhr, runzelte er die Stirne und sagte kein Wort. Da seine Frau ihn bat, er möchte diejenigen retten, welche ihn und seine Familie gerettet hatten, antwortete er barsch: „Schweig!“ und darauf ging er hastig fort.

Seinerseits strebte Giblour, seine Entdeckung zu benutzen. Er faßte den Entschluß, am Abend allein zu Michel zu gehen, ihn einzuschüchtern und sich die zwei

Damen ausliefern zu lassen. Seine Absicht war, ihnen durch Versprechung der Flucht Alles, was sie mit sich fortzunehmen hofften, abzudringen, sie dann zu verhöhnen und in den Kerker zu werfen. Wirklich klopfte er am Abend, als man sich zu Bette legen wollte, an Michels Thüre. Die zwei Frauenzimmer versteckten sich in ihre stets bereiteten Schlupfwinkel, und Michel öffnete die Thüre. Giblour, seine Schärpe zeigend, befahl im Namen des Gesetzes, man solle ihm die Gräfin und ihre Tochter ausliefern, und ging geraden Wegs auf den großen Schrank zu, denn sie konnten sonst nirgends verborgen sein.

„Da hab ich sie endlich," schrie Giblour, indem er Angelika beim Rocke ergriff, und sie in die Stube schleppte.

„Ja," antwortete Michel, der von seiner ersten Bestürzung zurückgekommen war; „ja, da ist sie, aber Du wirst sie nicht fortführen, denn ich schlage Dich eher nieder."

Mit diesen Worten stürzte er sich auf Giblour, der, ohne die Gräfin loszulassen, Widerstand leistete; Marianne, ihrem Manne und ihrer Wohlthäterin zu Hilfe eilend, zerkratzte mit ihren Nägeln das Gesicht des Bösewichts und rief: „Du sollst sie nicht haben!" Michels zwei Kinder weinten und schrieen auch; Giblour, von Schlägen überwältigt, rief um Hülfe; es war ein entsetzlicher Lärm und eine furchtbare Verwirrung. Aber all dieses Getöse verlor sich in der Stille des Waldes. Unterdessen klopfte man heftig, und da Niemand öffnete, so wurde mit einem furchtbaren Stoße die Thüre eingeschlagen und Bontan erschien.

# Siebentes Kapitel.

**Die Todesangst. — Unverhoffte Rettung. — Des Grafen Tod.**

Bontan war gleichfalls gekommen, die Damen von Michel zu fordern. Er hatte diesen Abend, wie er es nannte, sein Kriegscostüm angezogen; eng anliegende Hosen und eine runde Weste hielten seinen ganzen Körper dermaßen zusammen, daß man ihm nicht leicht beikommen konnte; eine halb auf das Ohr gesetzte Polizeimütze bedeckte seine schwarzen, krausen, fast glatt geschorenen Haare. An seinem breiten, ledernen Gürtel hingen mehrere Pistolen, ein langer Dolch und ein breiter Säbel; auf seinen Schultern ruhte eine jener Stutzbüchsen mit erweiterter Oeffnung, die man Espingolen nennt. Ueber diesen Lärm erstaunt, trat er kampffertig herein, eine Pistole in jeder Hand; sein Dolch und Säbel hingen entblößt an seinen Handgelenken. Sein Haupt reichte fast bis an die Zimmerdecke, seine unter dicken Braunen funkelnden Augen flößten Schrecken ein. Auf den ersten Blick erkannte er die verschiedenen Personen und errieth Alles.

„Stille!“ schrie er mit einer donnernden Stimme, indem er eine der Pistolen auf Giblour, die andere auf Michel richtete; „stille, trennt euch!“

Diese trennten sich sogleich und waren wie versteinert.

Aber Giblour ließ die Gräfin nicht los, denn, indem er sie hielt, bildete er sich ein, alle Reichthümer zu halten, die er ihr abzudringen hoffte.

„Lasse sie los," fügte Bontan bei, „es ist dieß ein Schlachtopfer, das mir gehört. Weißt Du nicht, daß vor wenigen Jahren ihre Wächter mich festgenommen, und mit den Galeeren und dem Galgen bedroht haben.

Wenn Bontan sich der Gräfin bemächtigt und sie getödtet hätte, würde Giblour seine Beute entgangen sein. Durch die Habsucht kühn gemacht, antwortete dieser Elende mit einer angenommenen Amtsmiene: „Sie ist weder mein noch Dein Schlachtopfer, sie ist das Opfer der Nation," sprach Giblour, und indem er Bontan sein breites dreifarbiges Band zeigte, fügte er hinzu: „Achte meine Schärpe und gehorche dem Gesetze."

„Deine Schärpe ist nicht so viel werth, als die meinige, entgegnete Bontan erbittert, indem er ihm nun seine mit Waffen versehenen Gürtel zeigte, und das hier ist jetzt Gesetz," fügte er bei, indem er seinen Säbel ergriff und ihn über Giblour's Haupte schwang.

Giblour erblaßte, ein plötzlicher Schauer durchrieselte seinen ganzen Körper, seine Stimme erlosch und die Hand, mit der er den Rock der Gräfin hielt, fiel wie gelähmt nieder.

Alsdann steckte Bontan seinen Säbel wieder in die Scheide, ergriff die Gräfin und sagte: „Nun vorwärts!"

Diese wollte ihm freiwillig folgen; denn sie hoffte, man würde dann nicht an ihre, noch immer in dem kleinen Schranke verborgene, Tochter denken. Aber Marianne, die einen Schrei des Entsetzens ausstieß, und Michel, der vergaß, daß Bontan hundertmal stärker, als er, und gut bewaffnet war, stürzte sich auf diesen Koloß. Bon-

tan, den keine Gefahr erschreckte, wurde einen Augenblick durch ihre Verwegenheit in Verwirrung gesetzt. Die Gräfin benutzte diesen Augenblick und sagte zu ihrem Feinde: „Mein Herr, wenn auch meine Aufseher Euch festgenommen haben, habe ich Euch nicht befreit und Euch Gutes erwiesen?“

„Schweigt!“ entgegnete Bontan, „und ihr Andern laßt mich los.“

„Nein,“ entgegnete Michel und Marianne zugleich; „nur wenn Du zuerst die Gräfin losläst.“

Bontan knirschte vor Wuth mit den Zähnen und griff nach einer seiner Pistolen. Er besann sich aber sogleich eines andern, drückte seine breite Hand auf Michels Schultern, und setzte ihn auf einen Stuhl, wo dieser arme Mann wie angenagelt sitzen blieb; Marianne, ebenfalls von ihm hart zurückgestoßen, gab auch einen augenscheinlich unnützen Widerstand auf, und Bontan schleppte sein seufzendes Opfer weg, als plötzlich Hildegard aus ihrem Schlupfwinkel hervorstürzte und sich weinend zu seinen Füßen niederwarf.

„Mein Herr! Mein Herr!“ rief sie, „erbarmet euch meiner armen Mutter! Sie hat Euch ja befreit, sie hat Eurer Frau und Euren Kindern, welche fast verhungerten, zu essen gegeben; sie hat Euch die Mittel verschafft, Euer Leben zu fristen, thut ihr nichts zu leid! Wenn Ihr ein Opfer haben müßt, so nehmet mich, tödtet mich, metzelt mich nieder, aber laßt Euch mein Blut genügen!“

„Ach, mein Herr!“ unterbrach sie die Mutter, welche für ihre Tochter fürchtete, „höret nicht auf sie, sie ist ein Kind, das noch Niemanden hat beleidigen können, sie kann Euch durchaus keine Furcht einflößen. Verschonet sie und laßt uns fortgehen.“

Eine heftige Gemüthsbewegung hatte Bontan der Sprache beraubt, aber gewohnt, sich zu bemeistern und Alles seiner Rache aufzuopfern, faßte er sich alsbald wieder und antwortete: „Stille; folgt mir!“ Hierauf ergriff er sie Beide an den Armen und sagte beim Fortgehen zu Michel, seiner Frau und Giblour, der wie eine Bildsäule in einem Winkel stehen geblieben war: „Paßt wohl auf; diese Frauen sind nicht hier gewesen; ihr habt mich auch nicht gesehen. Wehe dem, der mir folgt oder etwas ausschwatzt.“ Bei diesen Worten verließ er die Hütte und schleppte seine Gefangenen mit sich fort in's Gehölze. Giblour begab sich sogleich weg. Michel saß noch immer undeweglich da. „Du bist eine feige Memme, wie ich,“ rief Marianne, die Hände ringend. Wir sollten für sie sterben. Bontan wird sie in dem Walde tödten. Michel war kein Feigling; aber der Ueberlegenheit seines Feindes bewußt, wollte er sich nicht umsonst tödten lassen. „Frau,“ sagte er, plötzlich aufstehend, und ein Gewehr nehmend, welches ihm einst der Graf gegeben hatte, das er aber nicht recht zu gebrauchen wußte, „Frau, Du mußt beten; bete für sie beide und für mich. Lebe wohl.“ — „Geh, mein Freund, rette sie; ich will von ganzem Herzen beten.“ Michel war Bontan schon auf der Spur, den er beim Mondschein durch die Lücken der Bäume erblickte, und dem er von Ferne in der Absicht folgte, ihn wie ein wildes Thier mit einem Flintenschusse niederzustrecken, und die zwei Gefangenen zu befreien. Der Gedanke, einen Menschen aus einem Hinterhalte zu tödten, schien ihm ein Greuel; aber dieser Mensch wollte ja einen doppelten Mord an zwei schuld- und wehrlosen Frauen begehen und Michel konnte ihn weder auf eine andere Art an-

greifen, noch auch anders wie den Frauen Hülfe bringen. Er mußte entweder seine Wohlthäterinen niedermetzeln lassen, oder ihren undankbaren und erbitterten Feind tödten. Er blieb daher nicht länger unschlüssig, sondern verdoppelte seine Schritte, entschlossen zu schießen und schlug an; aber eine plötzliche Furcht hielt ihn zurück; er war nicht sehr gewandt; welche Verzweiflung für ihn, wenn er Bontan gefehlt und die Gräfin oder ihre Tochter, die neben diesem Furchtbaren herliefen, getroffen hätte. Um sicherer zu sein, wollte er sich ihm mehr nähern; aber es fanden sich von Zeit zu Zeit lichte Stellen, die ihn nöthigten, sich ferne zu halten und dann konnte auch Bontan, der zuweilen zurückblickte, ihn gewahr werden. So fand Michel die gesuchte Gelegenheit nicht.

Die beiden Damen gingen Hand in Hand in den Tod und empfahlen sich Gott, der traurige Schein des Mondes, welcher durch das Laubwerk drang, erhellte ihre blassen, abgezehrten, von großen Thränen bedeckten Gesichter; sie zogen durch dieses stille Gehölz wie das arme Schaf, welches der grausame Wolf in seine Höhle schleppt. Sie gingen bereits seit einer Stunde mitten durch dornige Gesträuche, indem sie bald mit den Füßen darin stecken blieben, oder an einen Stein, oder eine unbemerkte Wurzel stießen; die Mattigkeit hatte sie beinahe überwältigt.

Hildegard fühlte ihre schwankenden Beine zittern, und ihre Mutter strengte sich an, sie zu unterstützen; denn sie zweifelte nicht, daß, sobald sie nicht mehr weiter gehen könnten, Bontan sie auf der Stelle abschlachten würde. Hildegard wurde mit jedem Schritte schwächer,

bald wurde sie zu schwer für die Kräfte ihrer Mutter und endlich fiel sie auf den Boden nieder.

„Hier müssen wir also sterben," rief die Gräfin, indem sie sich zu ihrer Tochter niederwarf und sie mit ihrem Körper bedeckte.

„Keine Umstände gemacht!" entgegnete Bontan; „es ist noch fast eine Stunde bis an unser Ziel. Dieses Wort beruhigte die Gräfin etwas; die Todesstunde war also noch nicht gekommen. — Bontan nahm Hildegarde auf den einen Arm und mit der andern Hand die Gräfin nachziehend, setzte er seinen Weg fort. Da der Wald zu dicht wurde, so führte er sie auf die Straße und bald sah man einen mit Spießen und Gabeln bewaffneten Haufen, der im Tumult vorwärts schritt und Revolutionslieder sang; nur zwei oder drei hatten schlechte Flinten. Diese Rotte war auf dem Wege zu einem mehrere Meilen entfernten Schlosse, das sie verbrennen wollten. Als sie ziemlich nahe war, schrie eine dumpfe Stimme: „Wer da!"

„Ein Ohnehose,"*) antwortete Bontan, indem er die arme Hildegarde, die sich an ihre Mutter lehnte, auf den Boden setzte. „Wenn man mich angreift," sagte Bontan zu ihnen, „so legt euch hier auf den Boden nieder, damit ihr den Kugeln ausweicht. Er selbst hielt an, und die Rotte näherte sich.

„Gute Nacht, Bruder," sagte das Haupt.

„Gute Nacht," entgegnete Bontan.

„Wo kommst Du her, wo gehst Du hin und wer sind diese Frauen?"

---

*) Die Revolutionsmänner wurden „Ohnehosen" genannt, weil sie ihre Hosen auf Picken trugen. Man hieß sie auch Jakobiner.

„Ich komme von dorther, ich gehe wohin ich will und diese Weiber sind unter meiner Aufsicht."

„Wie heißest Du?"

„Ohnehose."

„Aber Dein Name?"

„Er steht auf meiner Säbelklinge, willst Du ihn lesen?" Bontan knirschte bereits vor Ungeduld und Zorn.

„Das ist ein verkleideter Adelicher," ließen sich mehrere Stimmen vernehmen. „Nur Adeliche wandern aus, wir wollen sie festnehmen. Zu gleicher Zeit erhoben diese Männer ihre Gabeln und Spieße und drohten Bontan niederzustechen.

„Schnell zur Erde!" sagte Bontan zu den Frauenzimmern, die maschinenmäßig gehorchten; dann streckte er den Anführer der Bande, welcher ihn eben angreifen wollte, zu Boden. Die Kugeln seines furchtbaren Stutzens richteten eine entsetzliche Verheerung unter den Banditen an; er trieb sie mit Kolbenschlägen auseinander und zwei Flintenschüsse, welche fast zu gleicher Zeit aus dem Walde kamen, beschleunigten ihre Flucht. — „Vorwärts," sagte Bontan, seine Waffen einsteckend, hob die bestürzten Damen von dem Boden auf, und trieb sie vor sich her. Michel wollte ihm folgen, als einer der Banditen ihn zufällig mit einer Kugel traf, welche, ohne ihn gefährlich zu verwunden, seinen Lauf verzögerte, wodurch er zu seinem größten Schmerze die Gräfin und Bontan aus dem Gesicht verlor. Nach einer Stunde langten die Drei auf einem Querwege bei einer einzeln stehenden Hütte an. Bontan klopfte an, worauf eine wie die seine donnernde Stimme fragte: „Wer da!" Bontan nannte seinen Namen, die Thüre ward geöffnet und ein

Mann von mittlerm Wuchse, von athletischer Gestalt, mit einem langen Barte und dichtem Knebelbart, reichte ihm die Hand zum Gruße; sie schienen sich mit den Augen zu verstehen. Bontan ließ die Damen in die Hütte hineingehen und sagte zu seinem Wirthe: „Lasse sie in ein abgelegenes Zimmer einsperren.“ Man sperrte die Damen wirklich ein und sie blieben einzig der entsetzlichsten Furcht überlassen.

Nach einer Viertelstunde kam Bontan zurück und richtete folgende Worte an die Gräfin: „Ich mag weder von der mir erwiesenen Wohlthat sprechen, noch sprechen hören, aber ich weiß mich noch wohl daran zu erinnern. Wenn Ihr über der Gränze sein werdet, so sind wir fertig mit einander. Vertraut Euerm Wirthe; Robüre ist mein Freund. Ihr werdet also von einer Hand zur andern nach Straßburg und von dort in's Ausland wandern. Befolget genau den Rath euerer Führer, so werdet Ihr gerettet; wo nicht, so werdet Ihr aus eigener Schuld umkommen. Habt Ihr Geld?“

„Nein, mein Herr; Giblour hat uns überrascht.“

„Ihr müßt nothwendig etwas Geld haben, da ist welches; das ist Alles, was ich habe, ich nahm es für Euch mit.“

Da die Gräfin nicht wußte, woher dieses Geld kam, so war sie unschlüssig, ob sie es annehmen sollte; aber Bontan fügte hinzu: „Nehmt es nur ohne Furcht, es ist wohlerworben, ich gehöre jenen Ohnehosen an, welche zwar tödten, aber nicht stehlen. Verwechselt Bontan nie mit Giblour. Man wird Euch zu essen bringen; Ihr mögt jetzt ein wenig ausruhen; dann wird Robüre Euch weiter führen, er hat es mir auf das Wort eines Ohnehosen versprochen. Ihr werdet erfahren, was ein solches

Wort nunmehr werth ist. Lebt wohl!“ Bei diesen Worten zog er sich zurück und schloß die Thüre auf's sorgfältigste hinter sich ab.

„Mutter!“ sagte Hildegard leise, indem sie sich in ihre Arme warf, „er will uns also nicht tödten?“

„Nein, mein Kind, im Gegentheil, er will uns retten, weil wir einstens ihn und seine Familie auch gerettet haben. Wenn ich auf den Rath der Markisin geachtet hätte, so wäre er jetzt auf den Galeeren, seine Frau und Kinder würden betteln oder aus Noth gestorben sein und wir wären eingekerkert oder getödtet. So belohnt Gott früh oder spät jede wohlthätige Handlung.“ — „Wer hätte denken können, daß dieser wilde und scheinbar so undankbare Mann unser Befreier werden würde? aber wozu denn dieses entsetzliche Stillschweigen während der ganzen Reise?“

„Vielleicht, meine Tochter, fürchtet er in der Gegend, wo er und wir von Jedermann gekannt sind, angetroffen zu werden. Du weißt nicht, daß er verloren sein würde, wenn er nur in den Verdacht käme, unsere Flucht begünstigt zu haben. Vielleicht verschmäht er es auch, an Adeliche Worte des Friedens und der Dankbarkeit zu richten.“

„Wie! er setzt sich so für uns der Gefahr aus und gibt uns Alles, was er hat! welche Großmuth! warum muß er denn mit solchen Tugenden so barbarische Handlungen vereinigen?“ — „Weil Bontan ein Gotteslängner ist und die menschliche Tugend sich immer verirrt, wenn sie nicht durch die Religion erleuchtet wird. Aber wir sind noch nicht gerettet, wir haben noch einen weiten Weg zu machen, und ganz Frankreich ist mit gegen die Adelichen und Priester bewaffneten Rotten bedeckt, welche

die Personen verfolgen, die ein Land, wo ihnen so viele Gefahren drohen, zu verlassen suchen. Wir werden oft Banden antreffen, wie die, welche uns diese Nacht so sehr erschreckt hat. Der Himmel gebe, daß unsere Führer den Muth und die Geschicklichkeit haben, uns zu beschützen! Vielleicht werden wir es bereuen, nicht mehr unter Bontan's Schutze zu sein."

„O Mutter, wie ist Frankreich doch so unglücklich!"

„Frankreich hat Gott beleidigt, und Gott straft schuldbeladene Völker ebenso wie einzelne Menschen."

Sie beteten, als Robüre ihnen zu essen brachte. Bontan hatte ihm Alles erzählt und sie ihm empfohlen; da er sie auf den Knieen sah, lächelte er mit einer scheußlichen Miene. „Esset geschwind und legt Euch dann schlafen," sagte er; „in vier oder fünf Stunden werde ich euch abholen; merket wohl, daß Ihr für meine Schwägerin und Nichte gelten sollet." — „Mutter," rief nun Hildegard, der „liebe Gott gibt uns heute die Nahrung zurück, mit der wir Bontan's Familie gesättigt haben!"

Michel, vielmehr erstarrt, als verwundet von der Kugel, die ihn getroffen hatte, härmte sich ab, daß er die Spuren seiner Wohlthäterinen verloren hatte. Plötzlich erschien Bontan an der Krümmung eines Weges, zehn Schritte von ihm entfernt. Da Michel ihn allein kommen sah, zweifelte er nicht mehr, daß dieser die zwei Damen getödtet habe; die Verzweiflung gewann die Oberhand, er zielte nach Bontan, ließ zwei Schüsse zugleich los und fehlte.

„Uebel geschossen," rief der Ohnehose kaltblütig. „Aber Du bist wenigstens doch kein Undankbarer, schlag

ein und laß uns Freunde sein," und mit diesen Worten reichte er ihm die Hand.

„Nein, niemals," entgegnete Michel und wich zurück, „Du hast meine und Deine Wohlthäterinen getödtet."

„Ich habe sie gerettet," erwiederte Bontan.

„Ist es wahr?" rief der Holzhacker.

„Hast Du mich je lügen hören?" In der That verschmähte auch dieser furchtbare Mensch die Lüge wie eine Feigheit.

„Aber wem hast Du sie anvertraut?" fragte Michel.

„Freunden, die sie bis an die Gränze begleiten werden. Höre, Michel, Dein älterer Sohn hat im Walde mit meinem Georg geschwatzt, und der hat uns gesagt, daß die Gräfin bei dir sei; Giblour muß das Gespräch der Kinder gehört haben. Züchtige Deinen Buben, um ihn schweigen zu lehren. Lebe wohl! ich schlage diesen Weg ein und Du jenen dort und wehe dem, der schwatzt."

Zu Hause angekommen, sagte Michel zu seinem Sohne: „Du hast das ausgeschwatzt, was Deine Mutter Dir zu verschweigen befohlen hatte. Du bist schuld, daß die guten Gräfinnen entdeckt und Gott weiß wohin geführt worden sind. Wir selbst können gefangen und getödtet werden. Dieser Verweis möge Dir genügen und eine Warnung sein, daß der Ungehorsam und die Schwatzhaftigkeit eines Kindes seine ganze Familie zu Grunde richten kann. Ludwig, der sich selbst schon Vorwürfe gemacht hatte, weinte bitterlich und bat den lieben Gott, daß seine Schwatzhaftigkeit für Niemand traurige Folgen haben möchte."

Als Robüre die Damen abholte, konnte die arme Hildegard nur mit Mühe aufgeweckt werden; indessen

ließ sie nicht lange auf sich warten, und Robüre führte sie auf Seitenwegen einige Meilen von seiner Wohnung zu einem Freunde, der sie dann wieder zu einem andern führte. So langten sie endlich in einem kleinen Dorfe in der Nähe von Straßburg an, welches der Graf als Zusammenkunftsort bestimmt hatte. Mit jedem Schritte erneuerte sich ihre Angst; überall sahen sie die bewaffnete Bevölkerung in einer entsetzlichen und wahnsinnigen Aufregung; man lästerte den heiligen Namen Gottes, verachtete des Königs Ansehen, bedrohte seine Person, verfolgte die Ausgewanderten, zerstörte das Eigenthum, hielt die Reisenden an und schrie über Verrätherei; an mehreren Orten plünderte, brannte und mordete man.

„Ach," sagte Hildegard, „das heißt man also eine Revolution."

„Ja, meine Tochter, und das ist erst nur der Anfang."

„Gott im Himmel!" rief Hildegard, „erspare uns den Schmerz, das Uebrige zu sehen, und führe uns mit unserm Vater in ein ruhiges Land."

Ihr letzter Führer sagte ihnen: „Ihr seid vom Adel, Ihr wandert aus." Diese Worte machten die Gräfin und Hildegard zittern. „Weder ich," fuhr jener fort, „noch irgend ein anderer Ohnehose kann Euch zum Auswandern behilflich sein. Ich will Euch also einer Königlichgesinnten dieses Dorfes anvertrauen; sie kann Euch helfen, es ist ihre Pflicht und sie wird es auch thun. Sie hat schon Vielen geholfen. Ich weiß es, will es aber nicht verrathen, weil sie mir einst einen Dienst erwiesen hat, dessen Andenken hier (dabei schlug er an seine Brust) nie erlöschen wird." Er führte sie nun wirklich zu einer Frau, Namens Rolland, welche sie sehr gut aufnahm und sich anbot, sich selbst an den

Ort der verabredeten Zusammenkunft zu begeben, wo der Graf bereits angelangt sein mußte; denn die Gräfinen, die den Weg theils zu Fuß, theils zu Wagen gemacht hatten, waren durch verschiedene Ursachen oft aufgehalten worden und hatten so viele Zeit verloren. Es war damals der 30. Juli 1791. Da die Personen, bei welchen der Graf in Erwartung seiner Familie verborgen bleiben sollte, königlich gesinnt waren, so kannten diese die Frau Rolland sehr gut. Sie sagten ihr nun, daß sie ihn noch nicht gesehen hätten. Die Unruhe seiner Gemahlin und seiner Tochter darüber war eben so groß als gegründet. Man sprach damals von nichts, als von Volksaufständen, Empörungen der Truppen, von vergossenem oder noch zu vergießendem Blute, von der Flucht und Verhaftung des Königs und seiner Familie, welche nach Paris zurückgeführt und streng bewacht wurden. Man sah voraus, daß die treuen, schon öffentlich bedrohten Diener als Opfer ihrer Hingebung für einen unglücklichen Fürsten fallen würden, und Hildegard und Angelika fürchteten, der Graf möchte auch zu der Zahl dieser Unglücklichen gehören.

Eines Abends kam er endlich als Bettler verkleidet und schwer verwundet an. Ueber die festgesetzte Frist durch des Königs Befehl zurückgehalten, war er Anfangs genöthigt, unter verschiedenen Verkleidungen zu reisen und oft sich in Wäldern oder bei einem Anhänger des Königs zu verbergen; aber fast alle in Frankreich gebliebenen Freunde des Königs wurden von den Aufwieglern schon so strenge bewacht und in Schrecken gesetzt, daß Niemand ihn länger als einen Tag zu behalten wagte. Er trug in dem Futter seines Kleides drei Briefe vom König eingenäht, den einen an den deutschen

Kaiser, den andern an den König von Preußen und den dritten an den Prinzen von Condé, welcher die Bewegungen der französischen Auswanderer leitete, die bereit waren, sich mit den preußischen und österreichischen Kriegsschaaren zu vereinigen, in Frankreich einzudringen und das Königthum wieder herzustellen. Mit dem Inhalt dieser Briefe bekannt, wußte der Graf, daß, wenn sie in die Hände der Parteigänger fielen, der Monarch verloren wäre, und dieser mächtige Beweggrund machte, daß er Vorsichtsmaßregeln ergriff, welche er vielleicht für seine eigene Person verschmäht hätte. Indessen, als er zwanzig Stunden von Straßburg entfernt, während einer finstern und regnerischen Nacht seinen Weg fortsetzte, stieß er auf eine Patrouille. Auf den Ruf: „Wer da!“ nahm er die Flucht, man schoß, und eine Kugel drang ihm durch die Schulter. Glücklicherweise floß das Blut Anfangs nur wenig und verlor sich in den Kleidern, so daß er, ohne Spuren zurückzulassen, ein Gehölz erreichen konnte. Zum Glücke verstand der Pfarrer eines nahen Dorfes, ein Mann, der Gott fürchtete, und seinem König treu war, etwas von der Arzneikunde. Dieser ehrwürdige und muthige Geistliche nahm den Grafen gastfreundlich auf, verband seine Wunde und verbarg ihn zwei Tage lang; alsdann wollte Herr von Weißenstein, der sehnlichst verlangte, seine Sendung zu erfüllen und seine Familie wieder zu sehen, und da er überdieß sein Uebel sich verschlimmern sah, noch seine geringen Kräfte aufbieten, um Straßburg zu erreichen, um so mehr, da er den Weg dahin zu Fuß zurücklegen mußte, wenn er den sich darbietenden Gefahren durch Querwege entrinnen wollte. Der Graf machte sich also mit einem kundigen und sichern Führer auf den Weg; er hatte aber viele

Mühe, sich bis in das Dorf, wo man ihn erwartete, zu schleppen. Seine von einem geschickten Arzte aus der Stadt am nämlichen Abend untersuchte Wunde wurde für tödtlich erklärt. Die Kugel war im Fleische stecken geblieben und die Anstrengungen der Reise hatten die Wunde verschlimmert.

Von der Ankunft des Grafen und seinen Leiden benachrichtigt, eilten Angelika und Hildegard in größter Bestürzung herbei und überhäuften ihn mit den lebhaftesten Zeichen der Zärtlichkeit. Sein Muth beruhigte sie zwar ein wenig, aber die Erklärung des Arztes, welche bald darauf erfolgte, stürzte sie in die größte Verzweiflung. Herr von Weißenstein, selbst bestürzt, seiner Frau und Tochter in einer so fürchterlichen Lage entrissen zu werden, war nur darauf bedacht, sie zu trösten: „Ich sterbe," sagte er, „für meinen Gott und meinen König; mein Loos ist beneidenswerth; beklagt mich nicht, waffnet Euch mit einer christlichen Ergebung, seid immer Gottes Geboten treu, und wo sein Wille Euch immer hinführen mag, so rechnet stets auf seinen Schutz!"

Der Graf war der Meinung, Michel habe die Damen begleitet; als er aber erfuhr, daß es Bontan und seine Freunde waren, hob er die Augen zum Himmel empor und rief: „Gott, das ist dein Werk! Diese Männer allein konnten meine Familie retten und deine unbegreifliche Vorsehung hat gewollt, daß meine Familie den Wilddieb rettete, der ihr Führer und Retter zu werden bestimmt war. Der Graf glaubte auch, seine Gemahlin habe den dem treuen Michel anvertrauten Schatz mitgebracht. „Nein," entgegnete Angelika, „wir sind überfallen und unvermuthet fortgeführt worden und ich wagte nicht mit Bontan davon zu sprechen, aus Furcht, den

redlichen Michel in Gefahr zu bringen; aber bevor Bontan uns verließ, hat er uns alles ersparte Geld gegeben, das er aus seiner Wohnung mit sich genommen hatte. „Barmherziger Gott," rief der Graf, „wenn Du diesen Blutmenschen richtest, so bitte ich Dich im Namen Deines göttlichen Sohnes, ihm diese heldenmüthige Handlung der Dankbarkeit und Christenliebe als ein Verdienst anzurechnen, und alle seine Verbrechen durch diese gute That zu tilgen!"

„Und noch dazu, lieber Vater," sagte Hildegard, „hat er sich für uns gegen eine Räuberbande geschlagen und sie in die Flucht gejagt. Gott stritt ohne Zweifel mit ihm; aber so lange ich lebe, will ich nie vergessen, was wir ihm schuldig sind; und alle Tage meines Lebens will ich ihn in mein Gebet einschließen, wenn ich für dich und meine Mutter bete. O wie glücklich wäre ich, wenn Gott sein Herz rührte und ihn wieder unserer heiligen Religion zuführte."

„Welch ein Mann ist dieser Bontan," sagte der Graf, „und wie viele gibt es noch von seinem Gelichter unter seiner unglücklichen Partei, welche man unkluger Weise nur für Räuber, Mörder und Feiglinge hält? Man hofft allgemein, sie zu erschrecken und bei dem ersten Versuch zu bändigen. Die Drohungen, die man bei ihnen verschwendet, werden die Tapfern unerschrockener machen, die Furcht wird den Feigsten Muth einflößen, und dieses zahllose Heer der Jakobiner wird die ganze Nation zum Kampfe führen; und wenn es den mit den Ausgewanderten verbündeten Königen nicht im ersten Feldzuge gelingt, die Revolution zu ersticken, so wird diese, durch die Gefahr gereizt, alle Armeen Europa's vernichten, und selbst die benachbarten Staaten

umstürzen. Meine Freundin, nun geht die unheilvolle Prophezeihung unsers ehrwürdigen Kaplans in Erfüllung; wir fliehen vor unsern eigenen empörten Lehensleuten; Du warst so glücklich, eine Zufluchtsstätte bei Michel zu finden und von Bontan geschützt zu werden. Die Schrecken des Bürgerkrieges wollen sich nun mit denen des ausländischen Krieges vereinigen; Frankreich ist für Euch kein Vaterland mehr; flieht unser unglückliches Land, das des Himmels Zorn mit der furchtbarsten Plage heimsucht, flieht fern, ja bis an die Gränze von Europa, wenn Ihr in Sicherheit sein wollt; reiset schnell ab, denn mit jedem Tage wächst die Gefahr; geht diese Nacht noch über den Rhein, und laßt mir wenigstens sterbend noch den Trost, Euch vor den Angriffen Eurer Feinde gesichert zu wissen."

Die Gräfin und Hildegard zerfloßen in Thränen, und wollten ihren einzigen Freund und Beschützer nicht verlassen; er gab ohne viele Mühe ihren Bitten nach, denn er fühlte, daß die Verzögerung ihrer Reise nicht lange dauern würde. Wirklich empfing er vor Tages-anbruch die heiligen Sterbesakramente und verschied die folgende Nacht in den Armen seiner Lieben. Man fürchtete Anfangs, sie würden seinen Tod nicht überleben, so groß war ihre Trostlosigkeit; aber man gab Hildegard zu verstehen, daß sie ihre Mutter trösten müsse, und Angelika, daß sie sich für ihre Tochter zu erhalten verpflichtet sei. Nur den frommen Ermahnungen des ehrwürdigen Priesters, welcher in den letzten Augenblicken dem Grafen von Weißenstein beigestanden hatte, verdankten sie es, daß ihr Schmerz, ohne weniger tief zu sein, durch die Ergebung und die tröstlichen Worte des frommen Priesters gemildert wurde.

Der Graf von Weißenstein, ehedem ein hoher und mächtiger Herr, Eigenthümer zweier prächtiger Schlösser und vieler Landgüter, wurde heimlich auf dem unbedeutenden Kirchhofe des Dorfes zur Erde bestattet und hinterließ seiner Frau und Tochter als sein ganzes Vermögen vier Louisd'or, die man in seiner Börse fand. Diese vier Goldstücke, nebst siebzehn andern, welche ihnen Bontan übergeben hatte, machte nun die ganze Baarschaft unserer Flüchtlinge aus, als sie den Rhein überschritten. Hätten die Damen Michel geschrieben und das seiner Rechtschaffenheit anvertraute Gut zurückverlangt, so wären sie Gefahr gelaufen, nicht bloß diese wichtige Hülfsquelle zu verlieren, sondern auch diesen wackern Mann in's Verderben zu stürzen.

Die Gräfin und ihre Tochter zogen es also vor, sich lieber selbst der äußersten Noth auszusetzen.

---

## Achtes Kapitel.

---

**Arbeit, des Menschen bester Freund. — Die Handarbeit, eine Goldgrube. — Geduld im Leiden. — Großmuth gegen seine Feinde.**

---

Frau Rolland hatte ihnen einen Empfehlungsbrief an einen ihrer Vettern gegeben, welcher an einer Kirche zu Lübeck Priester war, und wohin sich zufolge des letzten Rathes des Grafen die zwei Damen begeben wollten.

Nach einer langen und sehr traurigen Reise in dieser Stadt angekommen, brachten Angelika und ihre Tochter dem Pfarrer von Sankt Peter den Brief seiner Verwandten. Er war ein ehrwürdiger Greis voll Höflichkeit und Güte; er empfing die Damen, wie es ihr Stand und ihr Unglück verdiente. Denn der sehr ausführliche Brief enthielt alle wünschenswerthe Aufschlüsse über ihr Schicksal. Da sie ihm sagten, daß sie wenig Geld hätten und sich ein Zimmer zu miethen und Arbeit zu verschaffen wünschten, schlug ihnen der gute Pfarrer nach einiger Ueberlegung vor, sie bei einem seiner tugendhaften Pfarrkinder, der Frau Düpré, unterzubringen, welche eine geborne Französin und Inhaberin eines Leinwandmagazins, des ersten in Lübeck war. Dieses Anerbieten wurde von den Damen mit Dank angenommen und der Pfarrer von Sankt Peter bemerkte ihnen, daß sie so ihre beiden Wünsche, eine Wohnung und Arbeit, zugleich erfüllt sehen würden. Er führte sie hiemit sogleich zu Frau Düpré.

Obgleich Frau Düpré gefühlvoll und edelmüthig war, und es sich sehr angelegen sein ließ, sich gegen die Wünsche des Herrn Pfarrers zuvorkommend zu zeigen, so schien sie Anfangs doch wenig geneigt, sich mit den zwei Personen, die man ihr mit so viel Wärme empfahl, zu belästigen. Der Herr Pfarrer, dachte sie, kennt sie nur durch den Brief seiner Base, welche sie selbst nur wenige Tage gesehen hat. Ihr Unglück flößt Theilnahme ein und man schreibt ihnen alle menschlichen Vollkommenheiten zu; aber wenn ich sie bei mir habe, und sie ernähren, beherbergen und zahlen muß, wird ihre Arbeit dann mich für meine Vorschüsse entschädigen? Werden sie sich in ihr Loos schicken und ihren alten Wohlstand

vergessen können, um sich nach den Pflichten ihres neuen Standes zu richten? Das ist nicht wahrscheinlich; sie werden immer Gräfinen und nie Arbeiterinen sein wollen, sie werden wenig und schlecht arbeiten; denn Frauen dieses Standes lieben die Arbeit nicht, sie werden mit Allem unzufrieden und hochfahrend sein, was ihre Gefährtinnen beleidigen wird. Diese werden sich ein Vergnügen daraus machen, sie zu kränken; dann kommt die Störung in mein Haus und der Friede kann nur dann zurückkehren, wann ich sie fortschicke. Besser ist's also, ich nehme sie gar nicht auf. Ueberdieß habe ich so eben Geld entlehnt, um mir dieses Waarenlager anzukaufen; ich muß es bäldestens zurückgeben, und dazu brauche ich gute Arbeiterinnen und keine Gräfinnen. Also kann ich sie nicht annehmen. Dieß ist mein Entschluß; jedoch werde ich ihnen eine kleine monatliche Unterstützung an Geld zukommen lassen. Alle diese sehr richtigen Betrachtungen waren ihr während der etwas langen Rede des achtbaren Pfarrers in den Sinn gekommen; schon öffnete sie den Mund, um ihm zu antworten, und der Ausdruck ihres Gesichts kündete ein betrübendes Ablehnen an, als sie einen forschenden Blick auf die zwei Französinen warf, als wenn sie sich in ihrem Entschluß bestärken wollte. Plötzlich aber änderte sich der Ausdruck ihres Gesichtes und mit einer zufriedenen Miene erklärte sie, daß sie mit Vergnügen den Vorschlag dieser Damen annehme und daß sie nach Belieben die Arbeit beginnen könnten. Der Pfarrer dankte ihr und die Damen, welche gefürchtet hatten, nicht aufgenommen zu werden, weinten vor Freude und Erkenntlichkeit. Angelika drückte ihre dankbaren Gefühle mit edler Einfachheit aus, womit die Weißnäherin sehr zufrieden schien; aber die

arme Hildegard, welche wußte, wie wenig Geld sie noch hatten, und fürchtete, daß ihre gute, schon vom Grame abgezehrte Mutter ohne Arbeit bald die härtesten Entbehrungen zu erdulden haben würde, ergriff die Hand der Frau Düpré und drückte sie an ihre Lippen, indem sie dieselbe mit ihren Thränen benetzte. „Ach, beste Frau," rief sie aus, „Sie retten uns das Leben, wir werden es nie vergessen und nicht ermangeln, für diese Wohlthat dankbar zu sein; der liebe Gott wird sie dafür belohnen!"

Hierauf wandte sich der Herr Pfarrer an Frau Düpré und bemerkte ihr, sie wäre anfangs eben nicht sehr geneigt gewesen, die beiden Damen zu sich zu nehmen. „Das ist wahr," antwortete die Weißnätherin. — „Ich bitte, sagen Sie mir, was Sie bewogen hat, so schnell Ihre Meinung zu ändern." — „Ein einziger Blick auf die Hand dieser Damen." — „Und was haben Sie denn da gesehen?" — „Sehen Sie, die Zeigefinger Ihrer Hände sind mit Nadelstichen bedeckt. Ich habe daraus ersehen, daß Sie an die Arbeit gewöhnt sind und folglich Geschmack an ihr finden. Denn Ihre ehemalige Lage erlaubte Ihnen, auch nichts zu arbeiten, wenn Sie keine Lust dazu gehabt hätten; diese Wahrnehmung hat alle meine Besorgnisse zerstreut."

„Dennoch," antwortete die Gräfin, „haben uns diese zerstochenen Finger von Seite einer Dame, die ehedem sehr reich war, heutzutage aber flüchtig und arm wie wir ist, viele Svöttereien zugezogen." — „Sie wird gewiß nicht so glücklich sein, wie Sie beide, erwiederte Frau Düpré. Man hat hier schon viele große Herren und Damen gesehen, welche nach Erschöpfung ihrer schwachen Hülfsquellen alle Arten von Demüthig-

ungen und alle Schreckniſſe des Elends ausgeſtanden haben, indem man ihnen nichts mehr lieh und ſie entweder nicht arbeiten konnten oder nicht arbeiten wollten. Ihr Beiſpiel ſoll der Welt zeigen, daß nach Gott und der Tugend die Arbeit des Menſchen beßter Freund iſt. Ein gutes Handwerk iſt eine zuverläßigere Hülfsquelle als das größte Vermögen."

Nachdem der gute Pfarrer fortgegangen war, ſagte die Leinwandhändlerin zu Angelika: „Ich beſchäftige ein Dutzend Arbeiterinnen; ſie ſind ſanft und höflich, doch könnten einige eiferſüchtig werden, Sie ausſpotten, wenn Sie hier den Titel einer Gräfin behielten und man für Sie beſondere Rückſichten hätte; was iſt nun zu thun?" — „Was Ihnen gefällt, Madam," erwiederte die Gräfin, „meine Tochter und ich heißen Hildegard und Angelika; dieſe Namen genügen uns, wir ſind Arbeiterinnen und verlangen nicht anders behandelt zu werden, als unſere Gefährtinnen; wir werden gegen Sie immer ſo ergeben und ehrerbietig ſein, als die Andern. Dieſe mit einem Ausdrucke von Beſcheidenheit und Freimüthigkeit ausgeſprochenen Worte beruhigten Madam Düpré und gefielen ihr ſo wohl, daß ſie die Damen zum Mittageſſen einlud und ſie den ganzen Tag ausruhen ließ. Dann wies ſie ihnen ein kleines, einſames Zimmer an, und führte ſie ſogleich auf daſſelbe. Sie ließ auch auf der Poſt ihr Gepäck holen, das nur in einem kleinen Pakete beſtund, und von dieſem Augenblicke an waren unſere zwei Ausgewanderten völlig im Hauſe eingeführt. Bei Tiſche ſchien Frau Düpré eben ſo zuvorkommend, als ihre adelichen Gäſte ſich beſcheiden und zurückhaltend zeigten. „Möchten wir," ſagte Angelika beim Eintritt in ihr kleines Zimmer, „die ganze Zeit unſerer Ver-

bannung bei dieser wohlwollenden Frau zubringen und sie in Allem zufrieden stellen! Meine Tochter, hier haben wir nicht das Schloß Weißenstein, aber in dem einfachsten Asyle und in der niedrigsten Lage kann Tugend und Weisheit uns glücklich machen."

„Ich versichere Dich, liebe Mutter, daß wenn ich unser Vermögen bedauere, dieß nur deinetwegen geschieht. Höre, liebe Mutter, Du hast nun Deine Dienerin nicht mehr; obgleich Du das Bedürfniß nach einer solchen leicht einsiehst, muß Dir dieß doch hart scheinen; nun will ich ihre Stelle zu vertreten suchen. Deine Tochter soll Deine Kammerfrau werden und sich glücklich schätzen, Dir zu dienen. Was ich immer für Dich thun mag, liebe Mutter, so vermag ich Dich doch nicht für alle Sorgen zu belohnen, die Du in meiner Kindheit und bis auf den heutigen Tag für mich gehabt hast."

Die Gräfin, über Hildegard's kindliche Liebe entzückt, umarmte sie zärtlich, und betheuerte, sie könne sich wohl selbst bedienen; aber Hildegard antwortete: „O! laß mich nun, ich bitte Dich, auch für Dich Sorge tragen, wie Du es für mich thatest; Du wirst sehen, daß ich auch eine recht gute kleine Mutter sein werde." Diese rührende Unbefangenheit machte Angelika lächeln, so daß sie endlich den lobenswerthen Wünschen ihrer Tochter nachgab. Von diesem Augenblicke an vermehrte Hildegard ihre Zuvorkommenheit und ihre Sorgfalt für sie, und öfters sagte in der Folge die bis zu Thränen gerührte Gräfin zu ihrer Tochter, indem sie dieselbe an ihre Brust drückte: „Hildegard, Du verzärtelst Deine Tochter!" und diese antwortete dann sehr zufrieden: „Ach! könnte ich sie nur noch mehr verzärteln!"

Am Morgen waren sie schon früh aufgestanden

und erwarteten Madam Duprė, welche, über ihr frühes Aufstehen erfreut, zu ihnen sagte: „Ich will Sie bei den Arbeiterinnen anmelden und Sie dann abholen. Diese waren bereits alle erschienen. Als Madam Duprė ihre Arbeiterinen verließ, empfahl sie ihnen noch dringend, für ihre neuen Gefährtinnen die Rücksichten zu haben, welche man dem Unglück schuldig ist. „Die armen Damen!“ sagten die bessern dieser jungen Personen, „wie sind sie zu beklagen! sie waren reich, nun sind sie arm und wie wir genöthigt, von ihrer Händearbeit zu leben, ohne wie wir von Kindheit auf daran gewöhnt zu sein!“ — „Das ist doch ein schönes Unglück,“ antwortete Nina, ein schwarzlockiges Mädchen von zwei- bis drei-undzwanzig Jahren, mit trockenem Herzen und finstern Augen; „wir arbeiten auch, warum sollten sie nicht arbeiten? Sind sie besser, als wir? Ja, bedauert sie, ihr werdet sie nicht immer bedauern. Sie werden hier, wie in ihrem Schlosse, die großen Damen spielen, und von der Höhe ihres frühern Standes mit Verachtung auf Euch herabblicken; wir werden aber glücklicher Weise ihrer bald los sein; denn sie werden weder arbeiten können, noch wollen, und Madam Duprė wird sie dann ohne Zweifel fortschicken.“ „Still! da kommen sie,“ sagte eine andere Stimme.

Man erwartete zwei nicht so fast gedemüthigte, als über ihr Unglück betrübte Frauen hereintreten zu sehen, die unter ihrer einfachen Kleidung die Ansprüche und die Anzeichen eines Ranges, den sie vergessen mußten, und eines Vermögens, das sie nicht mehr besaßen, bewahrten. Man fand jedoch ganz das Gegentheil. Angelika und ihre Tochter trugen noch die von Mariannen geborgte, gemeine Kleidung; einige Stücke, die sie diesem

schwarzen Anzuge beigefügt hatten, zeigten an, daß sie in Trauer waren; sie hatten ein sehr vornehmes, aber anständiges und bescheidenes Aussehen; wenn ihre rothen und aufgeschwollenen Augen zeigten, daß sie viel geweint hatten, so sah man doch an dem über ihr blasses Antlitz verbreiteten Ausdrucke von sanfter und tiefer Ergebung, daß sie nicht um irdische Güter trauerten, und ihr Leidtragen kündete an, daß sie einen viel härtern Verlust erlitten hatten. Dieser erste Anblick machte auf fast alle Personen, die sich in dem Magazin befanden, den günstigsten Eindruck, Nina ausgenommen, welche die erste Stickerin der Stadt und die erste Arbeiterin des Hauses war, und daher glaubte, daß sie sich wegen ihres Talentes über die allgemein beobachteten Regeln des Anstandes hinwegsetzen dürfe. Die Leinwandhändlerin setzte die Damen neben einander zwischen die zwei gebildetsten Arbeiterinnen, gab ihnen ihre Aufgabe und verließ sie wegen eines Geschäftes, das sie in ein anderes Stadtviertel rief. Gewiß war Niemand weniger stolz als Angelika; aber als sie sich mit ihrer Tochter inmitten so vieler fremden Mädchen sah, die eine ihr unbekannte Sprache redeten; als sie sich wie eine gemeine Arbeiterin in einem zweihundert Stunden von ihrem Lande entfernten Arbeitszimmer befand; als eine deutsche Lehrmeisterin ihr Befehle ertheilte und Arbeit vorlegte: so konnte die arme Gräfin sich einer sehr tiefen Rührung nicht erwehren; alle ihre schmerzhaften Rückerinnerungen wachten auf; alle Wunden ihres Herzens öffneten sich; sie ließ die eben begonnene Arbeit auf ihre Kniee fallen, neigte ihr Haupt und weinte im Stillen. Die gute Hildegard, welche sie heimlich anblickte und ihre Mutter weinen sah, vergoß ebenfalls Thränen. Sie durfte keine

tröstenden Worte an sie richten, aus Furcht, die Aufmerksamkeit ihrer Gefährtinen zu erregen; aber sie bückte sich, wie wenn sie den ihrer Mutter gegebenen Stoff betrachten wollte, küßte ihr zärtlich die Hand und sagte ihr in's Ohr: „Fasse Muth, liebe Mutter, Deine Tochter bittet Dich darum.“ Diese Liebkosungen und diese sanften Worte ihrer Tochter beruhigten Angelika ein wenig; sie trocknete sich die Augen ab und wollte ihre Nadel einfädeln; aber neue Thränen verdunkelten immer ihren Blick; sie verlor viel Zeit und konnte nicht mit ihrer Arbeit zu Stande kommen. Hildegard, die bemerkte, daß man auf sie sehe, wurde es sehr bange auf ihrem Stuhle, und endlich nahm sie die Nadel aus den Händen ihrer Mutter, und da sie selbst von Thränen benetzte Augen hatte, so gelang es ihr nicht besser. Eine ihrer Nachbarinen, von ihrer Verlegenheit gerührt, bat sie, ihr zu erlauben, daß sie diesen kleinen Dienst ihr erweisen dürfe. Alsdann hörte man ein dumpfes, spöttelndes Gelächter und Nina sagte ganz laut auf deutsch: „Da sieht man nun, was Gräfinen für Arbeiterinen sind; sie brauchen Bediente, um ihre Nadeln einfädeln zu lassen. Indessen danken sie doch, das ist schon etwas werth. Es scheint, die gestickten Blumen wachsen in Frankreich, wie die wirklichen Blumen in den Gärten; denn diese Damen benetzen ihre Arbeit mit Thränen und warten, bis sie sich selber macht.“ Glücklicherweise verstanden die armen Damen diese gemeinen Grobheiten nicht. Drei Arbeiterinnen, Nina's Freundinen, brachen in ein lautes Gelächter aus; die Andern, bescheidener und schüchterner, wagten ihren Unwillen nicht zu zeigen.

Nach einem kurzen, innerlichen Gebete konnte endlich die Gräfin, welche wieder etwas ruhiger geworden war,

sich an die Arbeit machen, und Hildegard, ebenfalls ruhiger, that das Gleiche. Nach einer halben Stunde bekam Nina wieder Luft, ihrer zu spotten, und stellte sich, als müsse sie etwas auf der andern Seite des Magazins holen, und warf im Vorbeigehen einen Blick auf ihre Arbeit. Sie fand dieselbe viel besser, als sie es erwartet und gewünscht hätte; sie biß sich in die Lippen, und an ihren Platz zurückgekehrt, sagte sie auf deutsch: „Die Arbeit ist nicht so übel für Gräfinnen!“ Andere, welche au gleiche Weise die nämliche Untersuchung machten, sagten: „Nein, nein, diese Arbeit ist nicht übel, denn sie ist so gut, daß sie von Niemand auf der Welt besser geliefert werden könnte; dieses wohlverdiente Lob kränkte die eifersüchtige Nina sehr. Es ward noch schlimmer, als Madam Düpré bei ihrer Rückkehr die Unklugheit hatte, bei dem Anblick der Stickereien dieser Damen auszurufen: „Wirklich hab' ich noch nichts Vollkommeneres gesehen! Nina, Ihr arbeitet, wie eine Künstlerin; aber von diesen Damen werdet Ihr übertroffen! die Farben sollten nur etwas frischer sein.“ Diese Bemerkung war ein Lichtstrahl für die Bosheit Nina's, welche den Sturz ihrer Nebenbuhlerinnen schon beschlossen hatte. Gut, dachte sie, nie soll ein Werk, das aus ihren Händen kommt, eine frische Farbe haben. Es war ihr um so leichter, ihre Arbeit zu zerknittern und zu beschmutzen, weil sie als die erste Arbeiterin am Abende erst nach allen Andern aus dem Arbeitszimmer ging, und sie ermangelte nicht, den Damen diesen treulosen Streich zu spielen.

Am folgenden Tage schien die Gräfin schon ganz an ihren neuen Stand gewöhnt. Ihr und ihrer Tochter Fleiß setzte Jedermann in Erstaunen, und ihre Höflichkeit und Gefälligkeit fesselten ihre Gefährtinnen. Das

war ein neuer Beweggrund zu Eifersucht und Haß für Nina, welche mit ihren drei Freundinnen Ränke schmiedete, denen sich Niemand zu widersetzen getraute. Da Madam Düpré an dem Zahltisch im Erdgeschoße, wo man verkaufte, bleiben mußte, so herrschte Nina einzig und allein in der Arbeitsstube. Alle Tage gab es kränkende Spöttereien und beleidigende Bosheiten. Bis dahin hatten alle Arbeiterinnen nacheinander das Arbeitszimmer geordnet, gekehrt und das Kehricht auf die Straße getragen. Nina wollte nun, daß die Letztgekommenen, das heißt die armen Damen, und vorzüglich Angelika, dieß auch thun sollen. Wenn Hildegard es für ihre Mutter thun wollte, so hinderte sie Nina daran und wußte dabei eine Gelegenheit zu finden, sie zu zanken und zu demüthigen. Deßwegen mußte Angelika alle Tage früher als die Andern aufstehen und sich später schlafen legen. Als einst eine Arbeiterin Angelika Madam nannte, sagte Nina mit einem schneidenden Tone: „Es gibt hier nur eine Dame, und das ist Madam Düpré;" von da an durfte man die Gräfin nur einfach Angelika nennen, wobei Nina ein übermüthiges Vergnügen fand. Ohne Unterlaß hörte man sie wie eine hochmüthige Herrin ihrer Magd rufen und befehlen: „Angelika! machet dieß; Angelika! bringt mir das; Angelika! zeigt mir, was ihr gemacht habt; Angelika! kommt hieher, wartet;" und wenn dann, des Wartens müde, die Gräfin fragte, was sie wolle, so sagte jene: „Nichts, ich habe mich anders besonnen." Bisweilen sagte sie: „Hildegard, man klopft, öffnet die Thüre." Und weil Niemand da war, so behauptete sie, sich geirrt zu haben. Dieses treulose Mädchen störte sie deßhalb in ihrer Arbeit, damit, wenn Madam Düpré sähe, daß die Damen wenig Arbeit

verrichteten, sie dieselben für Faulenzerinnen halten möchte. Wenn Tochter und Mutter auf eine Frage antworteten, oder sich etwas leise in's Ohr sagten, so schalt sie Nina unerträgliche Schwätzerinnen; wenn sie schwiegen oder zu starke Kränkungen ihnen eine Thräne entlockten, so waren sie Trotzköpfe und Klageweiber; und wenn sie sich ergeben zeigten, bemerkte Nina, daß sie kein Herz hätten.

Bei Tische wurden sie immer zuletzt und am schlechtesten bedient; Nina gab ihnen nur die schlechtesten Ueberbleibsel; oft aßen sie ihr Brod trocken. Dann lachte Nina heimlich, schmälte sie und behandelte sie wie Gräfinnen, um sie ihr Unglück desto tiefer fühlen zu lassen. Endlich entschloß sich Hildegard, die ihre gute Mutter schwächer werden sah, zu einem benachbarten Speisewirthe zu gehen, um ihr etwas Nahrung zu holen. Nina sah es und erklärte zornig, man wolle Madam Düpré in's Geschrei bringen, indem man die Leute glauben mache, sie ernähre ihre Arbeiterinnen schlecht, worauf die Gräfin ihrer Tochter verbot, wieder hinzugehen. „Du willst also sterben, liebe Mutter," sagte Hildegard seufzend, als sie auf ihrem kleinen Zimmer waren. — „Nein, meine Tochter; Gott weiß, daß du noch meiner bedarfst und wird mir beistehen." — „Liebe Mutter, wir müssen Alles der Frau Düpré sagen." — „Mein Kind, sie würde uns nicht glauben; denn wir sind erst seit einigen Monaten hier und unsere Feindin besitzt bereits seit mehreren Jahren ihr Vertrauen. Ergeben wir uns in den göttlichen Willen, er wird uns schützen." Unterdessen sagte Nina, auf das Zeugniß ihrer drei Freundinnen gestützt, der Frau Düpré, die Damen seyen Faulenzerinnen, sie machten unsaubere Arbeit, sie wei-

gerten sich, das Arbeitszimmer zu reinigen; beklagten sich stets über die Kost; seyen gegen Alle stolz und geben kurzweg das böseste Beispiel. Die Meisterin ließ sich beinahe überreden, dennoch wollte sie einen letzten Versuch machen und vertraute den zwei Damen einen sehr kostbaren Schleier an. Gehindert, wie immer, brauchten die Damen viele Zeit dazu und als sie ihn zurückgaben, war er sehr schmutzig und an mehreren Stellen mit der Scheere zerschnitten, schlecht genäht und öfters ausgebessert; das rührte Alles von Nina her. Madame Düpré dachte in ihrem Unwillen die armen Damen fortzuschicken.

Am Abend begab sich Angelika zu ihr, betheuerte, weder sie noch ihre Tochter hätten den Schleier verderbt, und bat die Leinwandhändlerin um die Erlaubniß, diese kostbare Arbeit auf ihrem Zimmer, wo Niemand sie stören könnte, machen zu dürfen. Madame Düpré willigte ein. Der Schleier wurde mit einer auffallenden Geschwindigkeit zu Ende gebracht; die Gräfin gab ihn mit der frischesten Farbe zurück, nie war etwas Vollkommeneres aus dem Hause gekommen. Das gab der Frau Düpré viel zu denken; sie schickte die Damen wieder in das allgemeine Arbeitszimmer, zog aber am nämlichen Tage bei ihren verständigsten Arbeiterinnen heimlich Nachrichten ein. Alle rechtfertigten die Gräfinnen; Frau Düpré aber erfuhr mit einer schmerzhaften Entrüstung Nina's strafbares Verfahren. Sie lauerte selbst auf sie und sah mit eigenen Augen die Treulosigkeit dieses Mädchens, und jagte sie in ihrem gerechten Zorne auf eine schimpfliche Weise fort. Nina begab sich beschämt und in Verzweiflung von dannen. Sie dachte an ihre hilfsbedürftige Mutter und war um so

trostloser, da sie wohl wußte, daß sie keinen so guten Platz mehr finden würde; denn sie war da sehr gut bezahlt.

Ohne Zweifel hatte Nina große Fehler, aber sie hatte auch eine sehr gute Eigenschaft, sie liebte ihre Mutter, mehr als sich selbst und gab ihr ihren ganzen Lohn; dieß war die einzige Hilfsquelle dieser fast achtzigjährigen Frau. Mit Ausnahme Angelika's und ihrer Tochter wußten es alle Arbeiterinnen. Eine Stunde nach Nina's Entfernung kam ihre unglückliche Mutter, auf einen Stock gestützt und von einer alten Nachbarin begleitet, mit Thränen in den Augen, um für ihre Tochter Gnade zu erflehen. Madame Düpré, deren Zorn noch fortdauerte, blieb unerbittlich; die Arbeiterinnen schienen heftig bewegt, indessen wagte keine ein Wort zu sagen; Angelika selbst weinte und schwieg.

Da Nina's arme Mutter die Hoffnung aufgab, den Zorn der Frau Düpré zu besänftigen, hob sie die Augen zum Himmel und sagte: „Ich muß also vor Elend sterben? Wir wollen gehen liebe Nachbarin!“ Diese kummervollen Worte zerrissen das Herz der gefühlvollen Hildegard; sie sprang von ihrem Stuhle auf, warf sich der Frau Düpré zu Füßen und erlangte durch ihre Thränen und dringenden Bitten, welche die großmüthige Gräfin noch unterstützte, daß der boshaften Nina verziehen wurde. „Aber nur unter der Bedingung,“ sagte Madame Düpré, „werde ich ihr verzeihen, wenn sie in Gegenwart aller dieser Jungfrauen Sie um Verzeihung bittet und sich, wie Sie es eben vor mir gethan haben, vor Ihnen auf die Kniee niederwirft.“ Madame Düpré, die ein gutes Herz hatte, tröstete hierauf die arme Mutter, half ihr die Stiege hinunter gehen und

geleitete sie bis auf die Straße. Während ihrer Abwesenheit beeilten sich alle Arbeiterinnen, den zwei Damen die Bewunderung zu bezeugen, welche ihr liebevolles und edles Betragen gegen ihre Feindin ihnen einflößte. Als Nina zurückkam, führte Frau Düpré sie vor die Damen und forderte ungeachtet der Bitten Angelika's und ihrer Tochter, sie solle knieend um Verzeihung bitten. Sie that sich große Gewalt an und gehorchte mit dem Ausrufe: „O meine Mutter!“ Dann sagte sie schluchzend: „Meine Damen, ich bitte Sie um Verzeihung.“ Alsdann brach ihr empörter Stolz ihre Stimme, sie schien vor Schmerz und Scham zu ersticken. Indessen verlangte Madame Düpré noch eine vollständigere Entschuldigung; aber die Gräfin und Hildegard, welche sich damit zufrieden gaben, hoben sie schnell auf und gaben ihr den Friedenskuß. „Jungfrau,“ sagte die Gräfin, „lassen Sie uns Freundinnen seyn, ich bitte Sie darum; die Freundschaft einer Person, die ihrer Mutter so ergeben ist, wie Sie, wäre für mich sehr schätzbar und gereicht Jedermann zur Ehre.“ — „Jungfrau,“ fügte Hildegard hinzu, „seyen Sie versichert, Sie werden meine Mutter lieben, sobald Sie dieselbe besser kennen.“ Nina antwortete nichts, aber man sah es ihr an, daß der Edelmuth dieser Damen sie in Erstaunen setzte und rührte. „Nehmen Sie nun Ihren Platz wieder ein,“ sagte Madame Düpré trocken zu ihr, „und von nun an sollen Sie dieser Dame gehorchen; Sie ist nun die erste Arbeiterin.“ Mit dieser Stelle war ein um ein Viertel höherer Lohn verbunden. Nina verlor dadurch einen kostbaren Vortheil, der Angelika zu gut kam. Die Gräfin schien ihn Anfangs anzunehmen, aus Furcht, die Leinwandhändlerin zu beleidigen; aber zwei oder drei Tage später verschaffte

sie Nina wieder ihren frühern Platz und Lohn; eine solche Uneigennützigkeit von Seiten einer armen Person, welche mehr als eine andere darauf bedacht seyn mußte, ihre Lage zu verbessern, gewann der Gräfin vollends alle Herzen, sogar das der Nina. Vorzüglich wegen ihrer alten Mutter wurde Nina durch das großmüthige Verfahren der edlen Dame gerührt. Dießmal ging sie aus eigenem Antriebe, ihnen zu danken und sie um Verzeihung zu bitten, indem sie dieselben ersuchte, sie mit ihrer Achtung zu beehren, welche zu verdienen sie sich bemühen werde. Von diesem Augenblicke an hörte Nina nicht auf, ihnen alle Dankbarkeit und Achtung zu bezeigen, die sie ihnen schuldig war. Sie betrachtete Hildegard als ihr Vorbild, und man bemerkte in ihrem Charakter eine Besserung, die Jedermann in Erstaunen setzte und bezauberte. Von nun an sah sich die gute Gräfin inmitten ihrer Arbeiterinnen, ihrer Gefährtinnen und ihresgleichen, mit mehr Ehrfurcht und Achtung behandelt, als je zur Zeit ihres größten Glückes auf dem Schlosse. Hildegard, über das Glück ihrer Mutter erfreut und eben so geliebt, wie diese, benutzte alle Gelegenheiten, ihren jungen Freundinnen ihren Dank auszudrücken, und dieses so süße Glück nach so vielen Drangsalen war der köstlichste Lohn ihrer Ergebung in den göttlichen Willen.

# Neuntes Kapitel.

**Die Obsthändlerin. — Tod der Marquisin. — Tod der Gräfin. — Das Heimweh. — Die Rückkehr in's Vaterland.**

Als man einst aus einer Todtenmesse, welche die Damen für den Grafen hatten halten lassen, zurückkehrte, gewahrte Hildegard in der Ecke eines öffentlichen Platzes eine Obsthändlerin, deren Gestalt ihr auffiel. Es war eine noch junge, aber durch das Elend gealterte Frau; sie war mager, niedergeschlagen, leidend, und die Fetzen ihres einst schönen Anzuges, sowie ihre feinen Manieren kündeten an, daß sie nicht immer in diesem niedern Stande gelebt hatte. Es war kalt, sie schien erstarrt; in einem irdenen Topfe, den sie gerade auf den Knieen hielt, waren einige glühende Kohlen, welche ihr dazu dienten, bald ihre nassen Füße, bald ihre Hände, deren Haut noch weiß und fein war, zu erwärmen. „Die arme Frau!“ sagte Hildegard, „findet wenige Käufer wie es scheint. Wir wollen einige Aepfel kaufen und in den Haufen etwas Geld schieben, dessen Fund ihr Freude machen wird.“ Sie näherten sich also der Verkäuferin, welche zu ihrem großen Erstaunen sie grüßte und bei ihrem Namen nannte. „Sie kennen mich nicht mehr,“ sagte sie; „aber ich kenne Sie wohl! Sie sind nicht so verändert, wie ich, und ohne Zweifel glücklicher.“ —

„Wollen Sie mir gefälligst ihren Namen sagen," entgegnete die Gräfin? „Ich bin die Marquisin von Saint-Clair," erwiederte die Obsthändlerin. „Der Marquis, mein Gemahl, ist in einem von der Armee des Prinzen von Condé gelieferten Treffen gefallen, und Sie sehen, in welchen Stand mich die Revolution versetzt hat; es scheint, gnädige Frauen, daß Sie das Glück gehabt haben, sich ein wenig besser aus der Verlegenheit zu ziehen als ich. Wovon leben Sie denn?" — „Wir arbeiten," entgegegnete die Gräfin. — „Ach! ja," rief die Marquisin, „ich erinnere mich Ihrer Besorgnisse und Pläne, die Sie in den Zeiten des Glückes für den Fall der Noth entworfen haben. Alles dieß schien mir damals eitles Hirngespinnst, und doch hat sich Alles verwirklicht! Ich sehe nun, wie weise Sie waren, und wie thöricht ich war. In steter Hoffnung, bald wieder nach Frankreich zurückkehren zu können, habe ich, so lange meine Mittel ausreichten, fortgefahren, im Auslande, wie zu Hause, in Saus und Braus zu leben. Da ich aber schon nach Verfluß einiger Monate weder Geld noch Kleinodien, noch Kredit mehr hatte, sah ich mich den härtesten Entbehrungen ausgesetzt. Durch die Noth gezwungen, nahm ich Anfangs den Platz einer Kammerfrau bei einer deutschen Baronin an, welche die Unverschämtheit hatte, sich für adelicher zu halten, als mich; nachdem ich diese bald verlassen hatte, kam ich in gleicher Eigenschaft zu einem reichen Handelsmann. Der Vater und die Mutter, gute Leute, wußten meinen Adel zu achten, aber die Tochter, ein kleines, achtzehnjähriges und sehr naseweises Wesen, in dessen Diensten ich war, erlaubte sich, mir zu gebieten und mich sogar auszuzanken, mich, die Marquisin von Saint-Clair! Sie müssen

gestehen, daß dieß unerträglich war. Nachdem ich sie, wie es meine Pflicht war, gehörig zurecht gewiesen hatte, verließ ich das Haus und fiel dem Elend anheim. Dann wollte ich arbeiten, konnte aber nichts recht machen; es war zu spät für mich, um etwas zu lernen, ich war nicht an's Arbeiten gewohnt, und kann mich auch nie daran gewöhnen. Man hat mich deßhalb aus mehrern Häusern fortgeschickt und jetzt bin ich eine Obsthändlerin geworden. Zum Glücke ist es nicht für immer. Der Triumph der Revolutionsmänner wird nicht ewig dauern, wir werden wieder nach Frankreich zurückkehren und unsere Güter wieder bekommen. Können Sie glauben, daß die Republikaner sie zu verkaufen gewagt haben, und daß Andere die Besitzer davon geworden sind? Aber Sie wissen, was in Frankreich vorgeht, theilen Sie mir Alles mit, ich bitte Sie darum." „Ich weiß nichts, Madam," antwortete die Gräfin. „Wir besuchen wenig Leute und da man uns nur gute Nachrichten mitzutheilen wünschte, so begnügte man sich, uns zu sagen, daß die Angelegenheiten sehr schlecht stehen. Wir wagen nicht, um nähere Auskunft zu bitten." — „Nun so will ich Ihnen Alles in einigen Worten erzählen. Ich bin ja mehr als glücklich, daß ich Sie antraf und endlich einmal wieder französisch sprechen kann! Ich habe ein zu großes Bedürfniß, Freundinnen mitzutheilen, was ich fühle und hoffe! Vernehmen sie also, daß die Jakobiner am 10. August 1792 den König in seinem Palast, in den Tuillerien, angegriffen haben; die Schweizer wurden niedergemetzelt und der König und seine Familie in dem Thurm des Tempels eingekerkert; im folgenden Monat haben sie die, in den Gefängnissen von Paris vorher angehäuften, Freunde des Königs ermordet;

eine Versammlung, welche sie Convent nennen, und welche Frankreich durch die Guillotine *) und durch den Schrecken regiert, hat die Kühnheit gehabt, unsern guten König, Ludwig XVI., zum Tode zu verurtheilen und ihn auf öffentlichem Platze, bei hellem Tage, vor dem Angesichte des bewaffneten Volkes, dessen Feigheit Alles dieses zugab, hinrichten zu lassen. Die Bösewichte halten noch die Königin, ihren Sohn und die Schwester des Königs, denen kein besseres Schicksal bevorsteht, gefangen. Man dachte, die Preußen, welche so leicht die Provinz Champagne überzogen hatten, würden den Convent zittern machen und ohne Mühe bis nach Paris vordringen; aber der Convent gleicht dem Satan, der sich gegen den Himmel empört und die Erde verwüstet. Er hat die Altäre umgestürzt, und durch einen gotteslästerlichen Cultus die der Verehrung des wahren Gottes verschlossenen Kirchen entheiligt; er schleppt die Priester aus dem Kerker auf das Blutgerüst; er trotzt der Verzweiflung eines durch die unerhörteste und schreckenvollste Hungersnoth abgezehrten Volkes, er haucht ihm seine Wuth ein und treibt es Haufenweise gegen die Kriegsheere der deutschen Fürsten und gegen die königlichen, in den Provinzen sich bildenden Armeen; er bietet mit der nämlichen Kühnheit den Anstrengungen der treuen Unterthanen des Königs und den Bündnissen der deutschen Fürsten frechen Trotz. Seine Soldaten, barfuß, oft ohne Lebensmittel und Kriegsbedarf, von

*) Guillotine nennt man die von dem Arzte Guillotin erfundene Hinrichtungs- oder Köpfmaschine, welche aus einem zwischen zwei Balken in der Höhe schwebenden Beile besteht, das vermittelst eines Gewichtes von selbst auf den Nacken des Hinzurichtenden herabfällt und den Kopf vom Rumpfe trennt.

unbekannten aber erfahrnen Generalen befehligt, fliehen bald wie Kinder, bald schlagen sie sich wie Löwen, und indem sie stets eine Niederlage durch einen schnellen Sieg wieder gut machen, haben sie die Oesterreicher, Preußen über die Grenze getrieben, den Rhein und die Alpen überschritten und den Krieg in die benachbarten Länder getragen; alle Aufstände zu Gunsten des Königthums wurden nach einander unterdrückt; die Patrioten in der Vendé, wo wir so viele wackere Freunde zählen, widerstehen allein noch. Mit einem Worte, dieß ist das Reich der verdammten Bontan und Gibloux. Die Jakobiner haben den Sieg davon getragen, wie Ihr Gemahl es vorausgesehen hatte; aber sie werden beim zweiten Angriff unterliegen, ich stehe Ihnen gut dafür. Schon reibt sich die Versammlung von selbst auf und schickt ihre Mitglieder auf das Schaffot; die Pariser sahen sich täglich auf 2 Unzen, ja sogar auf 2 Loth schlechten Brodes eingeschränkt, und man mußte auf diese traurige Nahrung mehrere Stunden vor der Thüre der Bäcker warten; die Noth erneuert sich von Zeit zu Zeit und erstreckt sich auf die Provinzialstädte; das Geld mangelt, und das Papiergeld, für welches die uns gestohlenen Güter Bürgschaft leisten, hat allen Werth verloren. Niemand will es mehr annehmen. Der Handel liegt gänzlich darnieder, Jedermann leidet, beunruhigt sich und murrt; das Blut fließt überall, die Gefängnisse strotzen von Schlachtopfern. Man hat eine Staatsumwälzung gewollt. Da haben wir sie nun! Aber die Vorstädte von Paris, müde zu dulden und für die Jakobiner aufzustehen, werden einst gegen diese sich erheben, und durch ein so furchtbares Beispiel gewitzigt, werden sie schnell die Fürsten und den Adel zurückrufen, welche

ihnen Brod und Ruhe verschaffen. Das übrige Frankreich ist noch müder als Paris; die Armeen werden endlich geschlagen werden; denn alle Mächte Europa's vereinigen sich zu einem allgemeinen Angriffe, von dem mehr Zusammenhang und Erfolg zu erwarten ist. Alsdann gute Nacht Aepfel und Obsthändlerin! Die Marquisin von Saint-Clair wird herzlich darüber lachen, und spätestens im nächsten Jahr werden wir uns im Theater bei der Oper wieder antreffen. So sprach diese in ihrem Unglücke immer noch stolze und thörichte Frau, welche durch die bittersten Erfahrungen nicht gebessert wurde.

Während der langen Erzählung vergaß sie ihre Drangsale so sehr, daß die zwei Damen, obgleich von Kälte erstarrt, sie in ihren Träumereien von zukünftigem Glücke nicht hatten unterbrechen wollen. Heimzukehren genöthigt, gaben sie ihr ihre Börse und sagten, um ihre Empfindlichkeit zu schonen: „Sie werden uns dieß Wenige nach der Rückkehr wieder ersetzen, unterdessen wollen wir Ihnen andere, obgleich sehr geringe Darlehen machen; denn wir verdienen täglich nur fünfzehn Kreuzer, und man fordert von uns eine reinliche und anständige Kleidung. Geben Sie uns gefälligst ihre Addresse, wir werden Sie wieder besuchen.“ — „Meine Addresse,“ entgegnete die Marquisin, „ist ziemlich schwer anzugeben; ich esse, wenn ich Brod habe, und schlafe, wo ich kann. Mein Handel ist nicht sehr gewinnreich. Aber ich komme sehr oft auf diesen Platz, weil ich hier gute Leute finde, die mir meine schlechtesten Früchte abnehmen und zehnmal mehr dafür bezahlen, als sie werth sind; wahrlich, fügte sie halb spöttisch und mit einem Lachen hinzu, das den Augen weh thut und das Herz beklemmt, ich

glaube gar, die Leute wollen mir Almosen geben! ohne sie wäre ich schon längst gestorben; zum Glück wissen sie nicht, wer ich bin!“ — „Wenn wir ein eigenes Haus hätten,“ sagte die Gräfin, „würden wir Ihnen ein Bett und unsern Tisch anbieten; aber es ist unmöglich; die Person, bei der wir arbeiten, gibt ihren Nähterinnen Kost und Wohnung.“

Nachdem sie die Marquisin verlassen hatten, sagte Hildegard zur Gräfin: „Ach! Mutter, wie ist diese Frau so unglücklich und wie viel weniger würde sie es seyn, wenn sie deinem Beispiele und Rathe gefolgt hätte.“ „Und du siehst nun, meine Tochter,“ antwortete die Gräfin, „daß der Marquis für seine Ruchlosigkeit gestraft worden ist. Was die Marquisin anbetrifft, so hat das Unglück sie keineswegs gebessert; sie hat immer noch den gleichen Stolz, die gleiche Trägheit, die gleiche Unvorsichtigkeit und die gleichen Täuschungen. Sie denkt viel mehr darauf, nach Frankreich, als zu Gott zurückzukehren. Das sind die Früchte einer schlechten Erziehung.“ — „Glaubst du Alles, was sie von den Drangsalen unsers Vaterlandes erzählt?“ — „Ja, meine Tochter.“ — „Hoffst du auch, das sie bald enden werden?“ — „Sie werden aufhören, wenn Gott die Sünden Europa's genug gestraft haben wird. Auf Gott allein muß man seine Hoffnung setzen. Die Jakobiner sind nur die Werkzeuge seines Zornes; er wird sie brechen, wenn es ihm gefällt; aber wenn es ihm nicht gefällt, so können die republikanischen Heere noch lange Zeit alle die verbündeten Monarchieen schlagen.“

Am folgenden Sonntag brachten die Damen der Marquisin etwas Geld und ein Päckchen noch sehr guter Kleidungsstücke, welche sie sehr nöthig hatte, und diese

Frau, welche vormals so viel Verachtung für den nützlichen Handwerksstand gezeigt hatte, war überglücklich, sich mit den alten Kleidern zweier Personen bedecken zu können, welche eben so adelig wie sie, aber unendlich verständiger waren und es durchaus nicht unter ihrer Würde hielten, Arbeiterinnen zu werden und von ihrer Hände Arbeit zu leben.

Viele andere Ausgewanderte befanden sich im nämlichen Elende wie die Marquisin. Mehrere Herren, die hundert und hundertfünfzigtausend Gulden Einkünfte jährlich besessen hatten, wurden Lebkuchenhändler in Hamburg. In London sah sich ein Graf gezwungen, Lohnbedienter an der Pforte eines Gasthofes zu werden, und derselbe schätzte sich sehr glücklich, als der Herr des Hauses, für den er oft Aufträge besorgen mußte, seinen Verstand bemerkte und ihn zu seinem Kammerdiener machte. In Paris wurde ein hochgebornes Fräulein Magd in einer Schenke; zwei Andere liefen durch die Straßen und boten von Haus zu Haus einige Ellen Tuch an, die ein Handelsmann ihnen zu verkaufen gab, und ihre kleinen Gewinnste reichten kaum für ihre ersten Bedürfnisse aus. Wenige Jahre vorher glaubten alle diese Leute wohl nicht, daß sie je arbeiten müßten. Welche Lehre für die minder reichen Kinder, welche die Eltern in die Schule oder in die Lehre schicken, wodurch sie das lernen, wovon sie sich einst selbst ihren Lebensunterhalt verdienen können!

Ungeachtet der Hülfe der Gräfin und einiger barmherziger Personen, unterlag doch die Marquisin bald ihrem Elende, indem sie weder ihre Ausgaben den Umständen gemäß einzurichten, noch ihre Launen zu beherrschen wußte. Sie wurde gefährlich krank und starb

im Spitale, von ihren Wärtern verabscheut, welche durch ihren Stolz beleidigt und durch ihre Forderungen unaufhörlich gequält wurden. Bis zum letzten Augenblick ihres Lebens sprach sie von ihrem Adel und von der Gewißheit, daß sie nach Frankreich zurückkehren, ihre Güter wieder erhalten, und die verlorne Zeit durch doppeltes Wohlleben wieder einbringen werde.

Wie weit glücklicher war das Loos unserer verständigen Arbeiterinnen! Zufrieden in ihrem Arbeitszimmer lebend, ohne viele Bedürfnisse, von der Meisterin und ihren Gefährtinnen geachtet und geliebt, brachten sie so fast fünf Jahre zu.

Unterdessen hatte die Gräfin, welche sich so leicht über den Verlust ihres Ranges und Vermögens getröstet hatte, sich nie über den Verlust des Gemahls trösten können. Oft beweinte sie ihn mit ihrer Tochter; die unkluge Erzählung der Marquisin hatte diese Wunde mit allem Kummer vergiftet, welche ihnen Frankreichs Unglück verursachen mußte. Die arme Gräfin wurde immer trauriger und ungeachtet aller Rücksichten, welche die Arbeiterinnen und Madame Düpré für sie hatten, ungeachtet der Zärtlichkeit ihrer theurer Tochter, litt Angelika an einer auszehrenden Krankheit; ihre Kräfte nahmen zusehends ab, bis sie endlich das Bett hüten mußte. Sie war äußerst betrübt und fürchtete, Madame Düpré möchte etwa eine Arbeiterin, die nichts mehr thun konnte, fortschicken, und Hildegards Zukunft verursachte ihr die schmerzlichste Unruhe. Indessen hatte Hildegard die Erlaubniß erhalten, in ihrem Zimmer zu arbeiten, um ihre Mutter pflegen zu können; als sie sah, daß das Uebel nicht abnahm, wurde sie selbst unruhig und beschwor die Meisterin, sie nicht fortzuschicken. „Wenn ich

während der Nacht arbeite," sagte sie, „kann ich noch einmal so viel verdienen und auch für meine Mutter arbeiten. Auf diese Weise, Madame, werden Sie sicherlich nichts verlieren." — „Vortreffliche Tochter," antwortete Madame Düpré; „Ihre Mutter und Sie verdienen wohl, daß der Himmel Ihnen Alles, was Sie verloren haben, zurückerstattet. Hören Sie, beste Hildegard, ich habe kürzlich meine Schulden bezahlt, bin also freier, den Regungen meines Herzens zu folgen. Erlauben Sie mir hiemit, auch etwas für ihre Mutter zu thun. Ihr Beispiel, wie das Ihrer Mutter, haben meine Arbeiterinnen verständiger, fleißiger und geschickter gemacht. Wenn es mir seit Jahren besonders so gut gelungen ist, mein Geschäft zu vergrößern, so verdanke ich es Ihrem Talente und glücklichen Einflusse. Nun ist der Augenblick gekommen, Ihnen meinen Dank dafür abzustatten. Fahren Sie fort, in Ihrem Zimmer zu arbeiten und Ihre Mutter zu pflegen; aber schonen Sie Sich, ich nehme alle Ausgaben auf mich. Verfügen Sie über meine Börse, daß ihr nichts abgeht. Geben Sie ihr sogleich eine Wärterin und so lange es nöthig ist; seien Sie Beide unbesorgt; ich will den besten Arzt der Stadt rufen lassen. Ich werde nie genug thun können, um Ihre Verdienste würdig zu vergelten, und Sie für Ihre kindliche Liebe zu belohnen."

Nachdem Hildegard der Frau Düpré ihren herzlichsten Dank bezeugt hatte, hüpfte sie vor Freude zitternd zum Bette ihrer Mutter und brachte ihr diese gute Nachricht. „Du siehst, meine theure Tochter," sagte die Gräfin, „Gott bringt heutzutage unsere Ergebung in Anschlag, auch dich belohnt er für deine kindliche Liebe."

Der gute Pfarrer von Sankt Peter war der Beicht-

vater dieſer Damen; er liebte ſie wie ſeine Töchter. Durch Madame Düpré von der Krankheit der Gräfin benachrichtigt, beſuchte und tröſtete er ſie. Der Arzt gab keine Hoffnung. Der Muth dieſer Dame hatte zu lange ſchon die innern Zerſtörungen des Uebels verheimlicht, das aus einer frühern Zeit herrührte. „Alles, was man thun kann“, ſagte er, „iſt, ihr Daſein um einige Monate zu verlängern und ihre Schmerzen zu mildern.“ „Thun Sie alſo“, antwortete Madame Düpré, „kein Opfer wird mich reuen.“ Hildegard hatte immer für ihre Mutter eine unerſchöpfliche Zärtlichkeit und die zuvorkommendſte Sorgfalt an den Tag gelegt; aber jetzt ſah man erſt, wie ſehr ſie dieſelbe liebte. So lange ihre Krankheit dauerte, ging ſie nicht aus dem Zimmer; ſie bereitete ihr alle Arzneien, reichte ſie ihr dar, und pflegte ihrer mit der größten Sorgfalt. Sie wachte, ohne Jemanden etwas zu ſagen, ganze Nächte an dem Bette ihrer Mutter, und legte ſich ganz angekleidet ſchlafen, um auf den erſten Ruf bereit zu ſein. Wenn auch eine Wärterin da war, ſo blieb Hildegard dennoch einen Theil der Nacht auf; wenn ſie ſich niederlegte und die Mattigkeit einen Augenblick ihre Augenlieder ſchloß, ſo weckte ſie das geringſte Geräuſch wieder auf; ſie lauſchte, ſo zu ſagen, im Schlafe. Wenn das Uebel abzunehmen ſchien, belebte die Hoffnung ihr Herz; ſchien es ſich zu verſchlimmern, ſo durchdrang ein ſchneidender Schmerz ihre Seele. Sie litt und beruhigte ſich wie ihre Mutter; ſie lebte nicht mehr in ſich, ſondern ganz in ihrer Mutter. So wie die Gräfin ſchwächer wurde, nahmen auch Hildegards Kräfte ab; aber die Gräfin verbarg ihre Qualen, aus Furcht, ihre Tochter zu erſchrecken, und Hildegard bemühte ſich, die ihrigen zu verbergen, um

diese gute Mutter nicht zu betrüben. Wenn diese zwei Damen, die sich so zärtlich liebten, in der Frömmigkeit nicht den Muth gefunden hätten, ihre Leiden zu ertragen und sich auf eine nahe Trennung vorzubereiten; wenn sie nicht die trostvolle Gewißheit gehabt hätten, sich jenseits des Grabes, in jenen Räumen, wo es keinen irdischen Schmerz, sondern nur himmlische Freuden gibt, auf ewig zu sehen, so würden sie gewiß nicht der Verzweiflung haben widerstehen können, die sie ergriff. Aber die Religion hielt sie aufrecht und ihre Betrübniß hatte etwas rührendes und heiliges, was der Ergebung der Martyrer glich. Endlich kam der verhängnißvolle Tag an. Die Gräfin behielt ihr ganzes Bewußtsein; aber sie fühlte, daß ihre Seele die Erde verlassen werde; schon reichte ihr der gute Pfarrer die heiligen Sterbsakramente und Hildegard zerfloß in Thränen. Nachdem die Gräfin ihr den mütterlichen Segen und die letzten Ermahnungen gegeben hatte, wünschte sie noch Madame Düpré zu sehen, und nachdem sie derselben ihre Tochter empfohlen hatte, gab sie den Geist auf. Es war eine allgemeine Trauer im Hause; wenn man so alle Frauen weinen und schluchzen hörte, hätte man glauben können, eine jede von ihnen habe ihre Mutter verloren. Hildegard blieb unbeweglich und stumm neben dem Sterbebette; ihre Augen hingen an dem blassen und hagern Antlitz ihrer Mutter, welche gleichsam nur zu schlummern schien. Mehrere Male glaubte sie durch eine Täuschung ihrer vom Weinen ermüdeten Augen eine schwache und ein sanftes Erwachen anzeigende Bewegung an dem Leichnam zu entdecken; aber bald enttäuscht, verlor sie diese Hoffnung, und eine schwere und kalte Zentnerlast, wie der Stein eines Sarges, fiel wieder auf ihr ohnmächtiges

Herz. Ihres Unglücks endlich nur allzu gewiß, warf sie sich auf die Kniee nieder und bat den Ewigen, sie schnell mit ihrer vielgeliebten Mutter zu vereinigen. Man hörte ihre Worte nicht, aber man sah ihre Lippen sich bewegen; plötzlich bedeckte eine Todesbläße ihr Gesicht, sie verlor das Bewußtsein, und Madame Düpré, die es reute, sie nicht früher entfernt zu haben, half sie in ein andres Zimmer tragen. Durch viele und lange Anstrengungen brachte man sie wieder in's Leben zurück; der gute Pfarrer, ungeachtet seines hohen Alters, kam eilends, ihr die Hülfe seines heiligen Berufes zu bringen. Sie schien ruhiger; aber von da an schien sie nur halb am Leben zu sein und verlangte einzig und allein, sich mit ihrer Mutter zu vereinigen. Schon hatte man die Gräfin beerdigt; alle Arbeiterinnen, mit Madame Düpré an der Spitze, hatten dem Leichenbegängnisse beigewohnt und auf das kaum geschlossene Grab Todtenkränze von Immergrün gelegt, als rührende Sinnbilder eines langdauernden Leides. Etwas später gingen sie mit Hildegard zu dem Grabe ihrer Mutter; man fürchtete, dieser fromme Besuch möchte ihr eine nachtheilige Rührung verursachen. Im Gegentheil, die Thränen, womit sie das Grab benetzte, verschafften ihr Erleichterung; die Erfüllung dieser kindlich frommen Pflicht milderte ihren Schmerz und nachdem sie das einfache Grabmal gesehen hatte, das sie als eine heilige Pforte betrachtete, durch welche ihre Mutter aus dieser Welt getreten war, um in den Himmel zu steigen, zeigte sie sich beruhigter; denn es schien ihr, als habe sie den Weg gefunden, der sie mit ihr vereinigen würde.

Indessen wirkte ihre von Natur starke Gesundheit mit allen Kräften gegen ihren tiefen Seelenschmerz. Bald

gewann ihre kräftige Leibesbeschaffenheit die Oberhand, bald siegte das Uebel; sie konnte nur selten ihre gewöhnlichen Arbeiten verrichten. Umsonst suchte Madame Düpré, sie zu zerstreuen und ihr Muth einzuflößen. Hildegard sah wohl, daß ihr Unterhalt mehr kostete, als ihr Verdienst eintrug, und war deßwegen betrübt, ungeachtet der Betheuerungen der guten Leinwandhändlerin, daß sie Mutterstelle an ihr vertreten wollte.

Um diese Zeit kam der zweiundzwanzigjährige, seit einem Jahre aus Frankreich flüchtige Graf von Milan in Lübeck an; mit einem Empfehlungsbriefe an den Pfarrer von Sankt Peter versehen, besuchte er diesen, und die Unterhaltung fiel natürlicher Weise auf die in Lübeck wohnenden und dem Pfarrer bekannten Franzosen; er vergaß die Gräfin und ihre Tochter nicht. Es fand sich, daß dieser junge Ausgewanderte eine Muhme des Herrn von Weißenstein ganz genau kannte. Ueber diese Dame erzählte nun der Graf von Milan dem hochwürdigen Pfarrer Folgendes: „Diese sehr bejahrte Dame war die Marquisin von Pharam. Sie hatte den Muth gehabt, in Frankreich zu bleiben, und durch eine besondere Fügung der Vorsehung hatten die Jakobiner sie nicht beunruhigt, und so behielt sie ihr ganzes Vermögen; umsonst fragte sie Jedermann um Nachrichten über ihren Neffen, den Grafen von Weißenstein, welchem sie ihre Güter hatte vermachen wollen. Man wußte, daß der Graf, die Gräfin und Tochter ausgewandert waren; aber Niemand konnte sagen, was aus ihnen geworden war. Sie sprach vorzüglich von ihrer lieben Enkelin, die sie im Jahre 1790 im Schlosse von Weißenstein gesehen hatte.“ Der Pfarrer, über das Zusammentreffen mit einem Mann, welcher einst der jungen Waise sehr

nützlich sein konnte, hoch erfreut, führte den Grafen zu Madame Dupré. Dieser Franzose, obgleich die Drangsale seines Vaterlandes innig beklagend, sprach mit um so größerer Begeisterung von demselben, weil er es sehr ungern verlassen hatte. Diese leidenschaftlichen Erzählungen machten, daß alle Rückerinnerungen in Hildegard wieder neu auflebten, und was der Graf von der Zärtlichkeit ihrer Muhme für sie sagte, weckte in ihr das heftigste Verlangen, zu dieser guten Dame zurückzukehren, die sie nicht vergessen hatte, welche aber sie und ihre Mutter für todt oder ausgewandert hielten, wie fast alle Adeligen gethan hatten. Von diesem Augenblicke an dachte Hildegard nur an Frankreich. Sie klagte sich des Undanks gegen Madame Düprè an, welche sie in ihrem Hause zu behalten wünschte; aber alle ihre Gedanken, alle ihre Wünsche waren für Frankreich; Frankreich war der einzige Ort, wo sie wieder zu genesen hoffte. Man stellte ihr die Gefahren vor, denen sie sich aussetzen würde, man erinnerte sie, daß sie dort nichts mehr besitze, daß sie keine andern Verwandten habe, als diese so bejahrte Muhme, die vielleicht seit der Abreise des Ausgewanderten vor Alter gestorben oder getödtet und beraubt worden sei; daß sie dort nicht hoffen könne, einen Platz wie in Lübeck, und eine Freundin wie Madame Düprè zu finden. Hildegard hatte gegen diese triftigen Gründe nichts einzuwenden; aber sie weinte und sehnte sich nach Frankreich zurück, und jeden Tag sah man wie die Schwermuth sich vermehrte, welche sie aufzehrte, und die Sehnsucht, das Vaterland wieder zu sehen, bei ihr mächtiger wurde. Der Arzt rieth, sie abreisen zu lassen. „Es ist möglich und sogar wahrscheinlich, daß sie dort stirbt," sagte er, „aber bleibt sie hier,

so wartet ihrer ein gewisser Tod. Das arme Kind hat das Heimweh, dafür gibt es kein Heilmittel. Uebrigens untergräbt der Gram seit ihrer Mutter Tod ihre Gesundheit; ihre schon sehr geschwächte Brust bedarf der Luft ihres Geburtslandes; auch die Zerstreuung und die Bewegung auf der Reise können sehr heilsam auf sie wirken.“ — „Lassen wir sie also ziehen,“ antwortete der ehrwürdige Pfarrer. „Wer von uns kann die geheimen Absichten, welche die Vorsehung mit diesem Kinde hat, durchschauen? Vielleicht ruft sie Gott selbst in ihr Vaterland zurück, um ihr dort als Lohn für ihr frommes kindliches Benehmen gegen ihre vortreffliche Mutter eine glückliche Zukunft zu bereiten.“ — „Sie reise denn,“ rief Madame Dupré weinend, „sie reise in Gottes Namen, wenn sie genesen und in ihrem Vaterland glücklich sein soll. Obgleich ihr Verlust mich heftig schmerzt, so werde ich doch gern die Kosten der Reise bestreiten. Ich will sie an eine tugendhafte Frau in Paris weisen, die mit mir in Briefwechsel steht und auf meine Empfehlung hin ihr Arbeit und Wohnung geben wird; denn es ahnet mir, daß das arme Kind seine Tante nicht mehr sehen werde. Das Schwierige dabei ist, eine zuverlässige und geschickte Person zu finden, die sie nach Frankreich zurückführt.“ — „Ich nehme das auf mich,“ sagte der gute Pfarrer, „das ist eine bereits ausgemachte Sache.“

Hildegard wohnte dieser Berathung nicht bei, man holte sie nun herbei und sagte ihr, was man beschlossen hatte; sie hatte ihre Freude vor Madame Dupré zurückhalten wollen, konnte es aber nicht, und diese vortreffliche Frau sagte zu ihr: „Thun Sie sich meinetwegen keinen Zwang an; ich kenne Sie zu gut, um Sie des Undanks fähig zu halten; lassen Sie mich vielmehr Ihr

Glück genießen, ich zahle es durch Ihren Verlust theuer genug.“ Von der Zeit an schien die junge Waise wieder allmählig in's Leben zurückzukehren und nach Verlauf eines Monats kündete ihr der ehrwürdige Pfarrer an, daß seit der Hinrichtung Robespiere's und dem Tod der fürchterlichsten, im vorhergehenden Jahre durch ihre eigenen Mitschuldigen abgeschlachteten Jakobiner die jetzt in Frankreich herrschende Partei einen minder gewaltthätigen Charakter anzunehmen scheine, ferner daß der Friede am 5. April 1795 zwischen der Republik und Preußen geschlossen worden sey. Er setzte hinzu, daß er in freundschaftlichen Verhältnissen mit einem preußischen Handelsmann stehe, der sich gegenwärtig in Lübeck befinde; dieser Handelsmann, Geschäfte halber nach Paris gerufen, sei Willens, mit seiner Frau, einer Pariserin, dorthin zu gehen, um seine Familie, wegen welcher er sehr bekümmert sei, wieder zu sehen. Auch habe sich die Frau des Kaufmanns erboten, Hildegard mitzunehmen und sie für ihre Tochter auszugeben. Der Kaufmann und seine Frau wollten nach zwei Tagen Lübeck verlassen. Madame Düprè traf alsogleich alle nöthigen Anstalten, gab Hildegard mehr Geld, als sie für die Reise bedurfte, nebst „einem Briefe an Madame Dufour, ihre Geschäftsfreundin zu Paris, worin sie ihr die Waise dringendst empfahl. „Man muß auf Alles zum voraus bedacht seyn,“ sagte sie; „diese Frau kann gestorben sein, sich anderswo niedergelassen, oder sich von den Geschäften entfernt haben, seitdem der Krieg unsern Verkehr unterbrochen hat; im einen wie in dem andern Falle schreiben Sie mir schnell und nehmen Sie noch diese Börse mit, um so lange leben zu können, bis Sie meine Antwort bekommen.“ Hildegard, am Ziel ihrer

Wünsche und doch bedauernd, eine so großmüthige Wohlthäterin verlassen zu müssen, wußte nicht, wie sie ihren Dank ausdrücken sollte. „Sprechen wir nicht von Erkenntlichkeit,“ sagte Madame Düpré; „vergessen Sie meiner nicht, lieben Sie mich, und seien Sie besonders glücklich, und ich werde hinlänglich für das Wenige, das ich für Sie gethan habe, entschädigt sein.

Am Tage der Abreise ging Hildegard zum letzten Male zum Grabe ihrer Mutter. Es fiel ihr schwer auf's Herz, sich vielleicht auf immer von ihm zu entfernen; es schien ihr, als ob sie diese gute und zärtliche Mutter zum zweiten Male verlieren sollte. Nach dem rührendsten Abschied von allen ihren liebenswürdigen Gefährtinnen begab sich endlich Hildegard, von Madame Düpré und dem Herrn Pfarrer von Sankt Peter begleitet, in das Haus, wo der Handelsmann und seine Frau sie erwarteten. Man hatte Eile, der Wagen war bereit, und die junge Waise stieg zuletzt ein, nachdem sie unter Thränen ihre Wohlthäterin umarmt und von ihrem ehrwürdigen Beichtvater einen rührenden Abschied genommen hatte, welche beide in Thränen zerfloßen.

Der Handelsmann schloß den Schlag, der Kutscher schwang seine Geißel, und Madame Düpré rief noch: „Theuerste Hildegard! vergessen Sie mich nicht, besonders wenn sie unglücklich sind!“ und der Wagen rollte von dannen und verlor sich im Labyrinth der Straßen. Die arme Frau Dupré kehrte allein und traurig heim; ihr Haus schien ihr einsam und verödet, da Hildegard fort war; aber sie wird mir schreiben, dachte sie, und dieser Gedanke tröstete sie wieder.

Hildegards Reise war glücklich und schnell. Wie schlug ihr Herz beim Anblicke ihres Vaterlandes! Welch'

eine Freude, überall französische Laute zu hören, bei jedem Schritte französische Gesichter zu sehen: „O! wie theuer ist das Vaterland, und vorzüglich das unglückliche Vaterland, den schönen Seelen bei der Rückkehr aus einer langen Verbannung!“ Hildegard, die nun in ihr achtzehntes Jahr trat, befand sich damals in derjenigen Lebensepoche, wo die edelmüthigen Gefühle am meisten Kraft haben. Alles sprach sie auf der Reise an, Alles entzückte ihre Blicke bei der Ankunft in Paris. Am ersten Tag suchte die Frau des Kaufmanns ihre Familie auf und erfuhr, daß sich dieselbe in eine entfernte Provinz zurückgezogen habe. Am andern Tage begab sie sich mit Hildegard in das Haus der Marquisin von Pharam. Hier vernahmen sie, daß die Marquisin, weil sie den Muth hatte, unglücklichen Ausgewanderten zu schreiben und Geld zu schicken, eingekerkert, zum Tode verurtheilt und gerade am Tage vor der Hinrichtung Robespiere's hingerichtet worden sey. Hätte dieser Wütherich nur einen Tag früher seine Strafe erlitten, so wäre sie gerettet worden, so wie die andern Personen, die für die nämliche Sache und in dem nämlichen Gefängnisse schmachteten. Unterdessen waren ihre Güter eingezogen und verkauft worden. Man kann sich den Schmerz der armen verwaisten Hildegard bei der Nachricht von diesem entsetzlichen Unglücke vorstellen; sie hatte nun keine Eltern, keine Verwandten mehr, es blieb ihr kein Zufluchtsort auf der ganzen Erde übrig, als das Haus der Geschäftsfreundin der Madame Düpré. Der Handelsmann und seine Frau führten sie alsbald zu derselben und reisten ungeduldig, ihre Familie wieder zu sehen, von Paris ab.

# Zehntes Kapitel.

**Die alte und junge Spielerin. — Verrath und Gewissensbisse. — Wiedergefundene Freunde. — Christliche Genugthuung. — Das Schatzkästchen. — Der Besuch. — Die Vergeltung des Himmels.**

Madame Dufour empfing Hildegard, wie Frau Düprè es wünschte. Sie wies ihr ein kleines, sehr reinliches und an das ihrige anstoßendes Zimmer an; in dem Laden saß sie nahe bei dem Zahltische, neben der ersten Ladenjungfer, Namens Victorine, die achtzehn Jahre alt war und das volle Vertrauen ihrer Gebieterin besaß. Hildegard fand in diesem Hause nicht die zarten Rücksichten, die fast mütterliche Zärtlichkeit der Frau Düprè, noch die Zuvorkommenheit und die Achtung, welche ihre Gefährtinnen von Lübeck für sie hatten. Aber von Kindheit auf an die Härte des Schicksals gewöhnt, wußte sie sich in die Nothwendigkeit zu schicken und sich wohl zu befinden, wenn ihre Lage nur etwas erträglich war. Sie hatte nun den Namen Josephine angenommen, welchem sie den des Handelsmanns Blackhaus beifügen mußte, da sie im Hause für seine Tochter galt. Die übrigen Arbeiterinnen meinten, daß Josephine als eine geborene Deutsche sehr gut französisch spreche; aber, wie man weiß, erhält die Jugend in Deutschland die beste Erziehung, und so schien es kein Wunder, daß sie so

gut französisch sprach. Uebrigens arbeitete sie viel, sprach wenig und suchte sich mit diesen Arbeiterinnen nicht in nähere Bekanntschaft einzulassen, da die Manieren und Gespräche derselben ihr nicht zurückhaltend genug schienen. Nur Victorine schien für sie zu passen. Diese war ein höfliches, sanftes und bescheidenes, sehr arbeitsames und wohlwollendes Mädchen. Vor Kurzem noch hatte Victorine keinen Fehler; sie machte aber eine schlechte Bekanntschaft und bald vertilgte ein hassenswürdiges Laster alle ihre guten Eigenschaften. Da sie oft zu mehr oder minder entfernt wohnenden Personen, welche für Madame Dufour arbeiteten, gehen mußte, schwatzte sie gern mit einer alten Stickerin, einer Frau von gewandtem und einschmeichelndem Benehmen, welche einst ein beträchtliches Magazin gehabt und sich durch das Lotteriespiel zu Grunde gerichtet hatte wie so viele tausend Andere, welche mit diesem nur vom Betruge lebenden Spiel ihr Glück versucht haben. Die Leidenschaft des Spieles ist um so gefährlicher, weil sie mit dem Alter stärker wird, durch den Erfolg erhitzt und durch den Verlust gereizt wird; keine menschliche Gewalt kann einen Spieler bessern, die Religion allein kann das Wunder der Besserung in ihm bewirken; aber die Spieler nehmen selten ihre Zuflucht zu Gott, um ihn um die Kraft zu bitten, dem verderblichen Hang zu widerstehen, der sie ganz beherrscht. Diese alte Frau setzte fast ihren ganzen Verdienst in's Spiel, und bedauerte dabei nur nicht höher spielen zu können, weil sie Beobachtungen und Berechnungen gemacht hatte, welche sie für untrüglich hielt, und vermittelst deren man, wie sie behauptete, unfehlbar große Summen gewinnen, sein Glück machen, ein Haus, Kutsche, Pferde und prächtige Kleidung ꝛc. ꝛc.

bekommen konnte. Sie wußte so viel und so gut zu schwatzen, daß Victorine sich überreden ließ und ihr, unter der Bedingung, den Gewinn zu theilen, einen Theil ihres ersparten Geldes anzuvertrauen versprach. Das war es eben, was die alte Spielerin wollte, welche wußte, daß dieses junge, von ihrer Stiefmutter verstoßene, und von ihrem Vater sehr vernachläßigte Mädchen eine ziemlich wohl gefüllte Börse hatte. Wie es immer geschieht, sie verlor viel mehr als sie gewann, und nach gemachter Rechnung waren die Vorschüsse des Mädchens, das heißt ein Viertel ihres kleinen Vermögens, gänzlich verloren. Um dieses erste Viertel wieder zu gewinnen, setzte sie das zweite in's Spiel, dann das dritte und zuletzt das Uebrige, und Alles ging verloren. Indessen hatte die Alte, wie sie sagte, ihre Berechnungen verbessert und ihr Spiel vervollkommnet; man brauchte nur noch etwas Geld, um Alles wieder zu gewinnen und noch viel mehr dazu! Victorine hatte einige Kostbarkeiten, sie verkaufte dieselben; denn sie war nun auch eine leidenschaftliche Spielerin geworden; doch wagte sie es nicht, ihre Kleider anzugreifen, aus Furcht, bei ihrer Meisterin Verdacht zu erregen. Nach tausend Umwegen rieth ihr die Alte, in dem Zahltische etwas Weniges, nur einige wenige Münzen zu nehmen, die sie unfehlbar wieder zurückerstatten würde, entweder aus dem Gewinne oder aus dem gemeinschaftlichen Verdienste; dieß würde Niemanden schaden und Niemand würde es wissen. Bei diesem Vorschlag schauderte Victorine; der Gedanke an einen Diebstahl, an den Diebstahl eines ihr anvertrauten Gutes, flößte ihr Schrecken ein; indessen gewann die Leidenschaft die Oberhand; so oft sie die Geldtruhe herauszog, bestahl sie also ihre Meisterin, die

sich dessen gar nicht versah, und die Alte sagte, sie verliere immer, weil sie nie genug auf einmal setzen könne.

Dieses strafbare Betragen Victorinens dauerte bereits seit einigen Monaten, als Hildegard in das Haus kam; die schlechte Alte sagte alsdann zu ihrer Mitschuldigen, sie laufe nun keine Gefahr mehr; denn im Falle einer Entdeckung des Diebstahls, würde der Verdacht der Frau Dufour eher auf die Zuletztgekommene, als auf sie fallen. Victorine sah die ganze Schwärze dieser ruchlosen Handlungsweise ein; zögerte lange; denn sie schloß sich alle Tage mehr an ihre neue Gefährtin an; aber endlich gab sie nach. Zuletzt wurden die Diebstähle so häufig und beträchtlich, daß die Leinwandhändlerin sie bemerkte.

Madame Dufour, eine unversöhnliche Feindin des Diebstahls und der Diebe, war geneigt, unbekannte Diebe in Verdacht zu ziehen, und hielt ihren Verdacht für Beweise, worin sie Nichts enttäuschen oder beugen konnte. Sie war nicht weniger hartnäckig in ihrem Zutrauen; bevor sie einem das geschenkte Zutrauen entzog, mußte sie mit eigenen Augen sehr böse Dinge gesehen haben. Als eines Abends sich alle Arbeiterinnen theils zu ihren Eltern, theils in ihre Zimmer zurückzogen, behielt sie Viktorine bei sich. Obgleich dieß nichts Neues war, erblaßte Victorine dennoch, weil sie sich schuldig fühlte, und zitterte an allen Gliedern. Zu ihrem Glücke heftete die aufgeregte Frau Dufour ihre Augen auf die offene Schublade und schien die Geldstücke zu untersuchen, so daß das Mädchen Zeit hatte, sich zu fassen. — „Victorine, man bestiehlt mich; es ist eine Diebin hier im Hause," sagte endlich die Leinwandhändlerin. — „Ich bin es nicht, Madame," sagte endlich Victorine. —

„Das weiß ich wohl," entgegnete Madame Dufour, „ich habe dich auf die Welt kommen sehen, und glaubst du, daß ich dich nicht kenne seit den zehn Jahren, während welchen du bei mir bist? Aber ich habe Jemand im Verdacht und will Beweise, bevor ich losbreche. Siehst du, hier lege ich nun diese dreißig, alle mit einem fast unbemerkbaren Kreuze bezeichneten Stücke in die Schublade, und damit dieses Geld gesondert bleibt, wollen wir das übrige Geld, welches wir während des Tages einnehmen, in unsere Taschen stecken. Wenn ich fort bin, begibst du dich in dein Zimmer hinauf und bleibst dort; bei meiner Rückkehr werde ich die Schublade untersuchen. Wenn nichts fehlt, werden wir die folgenden Tage wieder anfangen, und sobald etwas fehlt, werden alle Personen im Hause und alle Zimmer durchsucht und mein Verdacht wird bestätigt werden, das weiß ich gewiß."

Um sieben Uhr des Morgens erzählte Victorine Alles der Alten wieder. Diese rieth ihr, selbst einige der bezeichneten Stücke zu nehmen und sie in Josephinens Kleider zu stecken. „Sonst," sagte sie, „seid ihr verloren, denn wenn in der Schublade nichts fehlt, so wird Madame Dufour leicht begreifen, daß, wenn der Diebstahl aufhört, seitdem sie ihre Stücke gezeichnet hat, die Diebin wissen muß, daß diese Stücke gezeichnet sind, und Niemand weiß von dieser Bezeichnung der Geldstücke etwas, als die Madame und Sie." Victorine konnte sich nicht entschließen, ihr Verbrechen auf Jemand andern zu wälzen und zog es vor, es selbst zu gestehen; aber die Alte erschreckte sie so sehr durch die Aufzählung der fürchterlichen Folgen dieses aufrichtigen Geständnisses, daß sie sich zu diesem neuen noch verabscheuungswür-

digern Verbrechen als alle frühern hinreißen ließ. So wird die Jugend von Fehler zu Fehler bis zur höchsten Stufe des Verbrechens oder Lasters hingerissen, wenn sie einmal das Unglück hat, auf den Rath des Bösen zu horchen. In jener beweinenswerthen Zeit, wo die Kirchen geschlossen und die Priester getödtet oder des Landes verwiesen waren, herrschte überall eine entsetzliche Gottlosigkeit; die Frommen waren genöthigt, im Geheimen zu beten, wie Verbrecher in bessere Zeiten sich verbergen, um eine böse Handlung auszuführen; und unter den frommen Personen sogar sah man viele, welche aus Furcht vor der Unvorsichtigkeit ihrer Kinder, ihnen keinen religiösen Unterricht zu geben wagten; so fand sich die der göttlichen Hülfe beraubte Jugend ohne Wehr den durch die bösen Reden und Beispiele aufgeregten Leidenschaften überliefert. Wenn Victorine eine christliche Erziehung genossen hätte, so hätte sie sich gewiß lieber allen Folgen ihrer Fehler ausgesetzt, als einem unschuldigen Mädchen, ihrer Gefährtin und Freundin, dieselben aufbürden mögen.

Die bezeichneten Stücke befanden sich also in Hildegards Zimmer und unglücklicher Weise war sie einen Augenblick nach Victorinens Abwesenheit in dasselbe gegangen; alle Arbeiterinnen wohnten der Untersuchung bei. Die arme Hildegard, unfähig die Treulosigkeit, deren Opfer sie war, zu vermuthen, konnte nichts als weinen und ihre Unschuld betheuern; aber die Geldstücke sprachen wider sie; Madame Dufour schrieb auf der Stelle an Frau Düpré, sie könne eine solche Person nicht mehr behalten, jedoch erwarte sie, bevor sie dieselbe fortschicke, ihre Antwort. Hierauf verwies sie die vermeintliche Diebin in eine abgelegene Kammer und verbot

ihr ausdrücklich, je wieder den Fuß in ihr Zimmer zu setzen. Hildegard war erst vier Monate bei Madame Dufour, ihre Bescheidenheit galt für Heuchelei und Jedermann hielt sie für schuldig.

Während dem Reste des Tages gelang es Victorine ihre Unruhe zu verbergen; aber in der Nacht, als sie die Kerze ausgelöscht hatte, und in der stillen Dunkelheit sich einsam mit ihrem Gewissen sah, fühlte sie die ganze Schändlichkeit ihres Verrathes und ihre Gewissensbisse erlaubten ihr nicht einen Augenblick das Auge zu schließen; tausend düstere Gedanken quälten sie; endlich wachten die frühern religiösen Grundsätze, welche sie in der Schule, wohin ihre Mutter sie vor der Revolution schickte, empfangen hatte und die fast gänzlich ihrem Gedächtnisse entschwunden waren, in ihrem Herzen wieder auf und flößten ihr einen edlen Gedanken ein. Bei Tagesanbruch schrieb sie an Hildegard: „Freundin, ich bin allein an Ihrem Unglücke schuld. Zeigen Sie dieses Briefchen der Frau Dufour; ich habe den Muth nicht, mich selbst anzuklagen. Ich habe Sie verrathen und doch liebe ich Sie. Aber der Schrecken beherrschte mich; man hat mir versichert, daß, wenn ich nicht eine meiner Gefährtinnen aufopferte, ich entdeckt würde, daß Madam Dufour mich der Gerechtigkeit überliefern, oder wenigstens auf eine Aufsehen erregende Weise fortschicken würde, daß meine Eltern, welche mich wenig lieben, mit Entrüstung mich verstoßen würden. Man fragte mich, was dann aus mir werden würde? Ich habe der Furcht nachgegeben, nun gebe ich den Gewissensbissen nach, rechtfertigen Sie sich und bedauern Sie mich!“

Die Pförtnerin brachte Hildegard diesen Brief, welche ihn schnell las, niederknieete und Gott dankte, daß er

ihr so das Mittel in die Hand gegeben hatte, ihre Unschuld der guten Frau Düpré zu beweisen. Sie antwortete Victorinen sogleich, „sie könne sich nicht entschließen, sich durch die Anklage einer Person zu rechtfertigen, die so edel ihren Fehler wieder gut zu machen suche; sie wolle ihren Brief nur der Leinwandhändlerin zu Lübeck mittheilen, von welcher sie an Frau Dufour empfohlen worden sei, und deren Güte so groß sei als ihre Verschwiegenheit.“ Hildegard verzieh Victorinen aus ganzem Herzen und bewog sie, ihre Sünde durch die Reue und das Gebet wieder gut zu machen. Da sie voraussah, daß die von Madame Dufour gegen sie vorgebrachte Anschuldigung Madame Dupré betrüben würde, schickte sie ihr hierauf Victorinens Briefchen. Diese letztere bewunderte Hildegards Großmuth, und zwanzigmal des Tages öffnete sie den Mund, um Alles ihrer Meisterin zu bekennen; immer aber erstarb das Wort auf ihren Lippen; aber die fromme Ermahnung der Waise prägte sich tief in ihr Gedächtniß ein, und sie beschloß, sich mit Gott und ihrem Gewissen wieder auszusöhnen.

Madame Dufour hatte Hildegard mehrere Male in eines der Häuser geführt, wo die Gläubigen dazumal in geringer Zahl dem heimlichen Gottesdienste beiwohnten, welcher von den der Verfolgung entronnenen Priestern gefeiert wurde, und die sich weit weniger aus Furcht vor dem Tode verbargen, als um das heilige Feuer des Glaubens zu unterhalten. Hildegard begab sich am folgenden Sonntag in dieses Haus, und nachdem sie dem Herrn gedankt hatte, betete sie für Victorinens Bekehrung; in ihrer frommen Sammlung gewahrte sie einen neben ihr stehenden Mann nicht, der sie aufmerksam betrachtete. Als die Messe zu Ende war, folgte ihr dieser

Mann unbemerkt. An einem einsamen Orte angelangt, hörte sie plötzlich eine Stimme ihr leise in's Ohr sagen: „Gnädiges Fräulein!" Ihr erster Gedanke war, daß ein Feind des Adels sie entdeckt habe und sie als Auswanderte aufopfern wolle; ihres Schreckens ungeachtet kehrte sie sich um, und erkannte Michel, der wenig verändert war, und dessen sehr erkennbare Züge sich tief in ihr Gedächtniß eingeprägt hatten. Beide waren entzückt, sich wieder zu sehen; beide hatten sich Vieles zu sagen und zu fragen. Michel führte Hildegard nach Hause, wo seine Frau und zwei Kinder ihrer warteten. Nach den ersten Ausdrücken der lebhaftesten Freude erzählten sie sich beiderseits Alles, was sie seit ihrer schmerzlichen Trennung in der Waldhütte erlebt hatten. Michel, von Bontan lange geschützt, hatte endlich das Dorf verlassen, um dem Hasse Giblour's zu entgehen, und war ein Steinhauer in Paris geworden. Seine Frau wurde eine Flickerin, sein älterer, zwölfjähriger Sohn war in die Lehre getreten; der andere, Hildegards Pathenkind, war erst sieben Jahre alt. Die Familie verdiente wenig, war aber damit zufrieden. Der Tod des Grafen und der Gräfin entlockte diesen wackern Leuten Thränen, und als Hildegard mit ihrer Erzählung zu Ende war, rief Michel voll Erbitterung gegen Madame Dufour: „Verlassen Sie dieselbe, kehren Sie nicht mehr zu ihr zurück, bleiben Sie hier und übrigens sind Sie noch reicher, als Sie glauben. Ich will in unser Dorf zurückkehren, und das Kästchen aufsuchen, das der Herr Graf durch mich im Walde hat vergraben lassen; ehe zehn Tage vorbeigehen, bin ich wieder zurück."

Nach einigem Zögern gab Hildegard den Bitten Michels und Mariannens nach. Madame Dufour war

sehr zufrieden, ihrer los zu sein, und Hildegard schrieb noch einmal an ihre gute Meisterin von Lübeck. Michel reiste bald ab, um den Schatz aufzusuchen. Aber konnte er wohl den Platz wieder finden und hatte nicht etwa ein unglücklicher Zufall dieses kostbare Kästchen Leuten entdeckt, die sich desselben bemächtigt hatten? In Erwartung der Rückkehr des braven Mannes gab Hildegard zu Mariannens Verfügung all' ihr vorräthiges Geld, das sie durch ihre Ersparnisse noch vermehrt hatte.

Der Zärtlichkeit und des Diensteifers der Frau Düpré versichert, begab sich die Waise nach einigen Tagen mit Mariannen bei Ankunft der Post zu Madame Dufour. An sie sollten die ersten Briefe von Lübeck addressirt sein. Marianne hätte allein hingehen können, aber es lag Hildegard daran, Victorinen, welche ihr sehr am Herzen lag, zu sehen. Madame Dufour überreichte ihr einen Brief und sagte: „Madame Düpré ist eine Thörin, die behauptet, ich hätte nicht gesehen, was ich gesehen habe." Hildegard bat um die Erlaubniß, noch einen Brief, den sie am Morgen erwartete, holen zu dürfen. Man antwortete ihr trocken: „Wie es Ihnen beliebt," und man gab nicht ferner auf sie Acht. Die zwei Fremden gingen also fort; aber während dieses kurzen Besuches hatte Hildegard Victorine beobachtet. Dieses arme Mädchen blickte sie heimlich an; eine Thräne fiel auf ihre Arbeit, und ihr Herz schlug heftig. „Ach! das ist kein für das Böse gemachtes Herz," dachte die junge Gräfin, „Gott wird sich ihrer erbarmen." Wirklich hatte sich Victorine, Hildegards Rath zufolge, seit langer Zeit wieder zum ersten Male dem Beichtstuhle genähert und ein aufrichtiges und allgemeines Bekenntniß ihrer Sünden abgelegt. Ihr Betragen war bis zur Zeit

der unheilvollen Verführung der alten Spielerin tadellos gewesen; aber welche Vergehen folgten hierauf! Der Diebstahl, die Verläumdung, der Verrath! Sie zerfloß in Thränen; der gute Geistliche, von ihrer Reue innig gerührt, sagte ihr: „Ich kann Ihnen die Lossprechung nicht geben, bevor Sie die Unschuld Ihrer Gefährtin nicht öffentlich bezeugt haben. Eine oberflächliche und fruchtlose Herzenszerknirschung genügt Gott nicht; er fordert, daß man seine Fehler wieder gut mache, wenn es möglich ist, sollte man sich auch dem größten Unglücke aussetzen müssen.“ — „Mein Vater,“ antwortete die Sünderin, „ich habe noch nicht den Muth dazu, ich werde Gott, zu dem ich nun ernstlich zurückkehren will, darum bitten, er wird mir ihn ohne Zweifel gewähren.“ Victorine war in dieser Gemüthsstimmung, als Hildegard ankam; sie hätte gern sprechen mögen, konnte aber nicht. Am andern Tage kam Hildegard mit Mariannen wieder und erhielt einen neuen Brief. „Madame Düpré,“ sagte die Leinwandhändlerin, „versichert mich, daß sie schriftliche und unumstößliche Beweise von Ihrer Unschuld in den Händen habe; aber sie will sich nicht erklären; die gute Frau wird wahrscheinlich durch irgend einen Brief, den Sie geschmiedet haben, hinter's Licht geführt. Man muß gestehen, daß Sie recht frech sind.“ Bei dieser harten Anrede erblaßte Hildegard und sank auf einen Stuhl; Marianne ereiferte sich heftig in ihrem Zorne gegen Madame Dufour, welche ihnen drohte, sie durch die nächsten besten Eckensteher vor die Thüre werfen zu lassen. Alsdann schrie Victorine außer sich, indem sie ihren Gewissensbissen nachgab und auf die Stimme der Religion hörte: „Nein! nein! sie hat keine Schuld, sondern ich, ich allein bin die Schuldige!“ Dieses Ge-

ständniß brachte alle Anwesenden in Verwirrung. „Aber," entgegnete nach einer Pause Madame Dufour, „woher kommen denn dann diese in ihrem Zimmer gefundenen Geldstücke?" — „Ich habe sie in Hildegards Kleider gesteckt." Das Erstaunen nahm zu und Victorine warf sich vor Hildegard, welche vergeblich sich bemühte, sie daran zu hindern, auf die Kniee und bat sie in Gegenwart aller Arbeiterinnen um Verzeihung. Madame Dufour, immer übertrieben und besonders wüthend, wenn sie betrogen worden war, entrüstete sich gegen Victorine und drohte, sie der Gerechtigkeit zu überliefern. — „Ach! Madame," entgegnete Hildegard, „es ist jetzt nicht der Augenblick ihr zu fluchen. Ihre Reue, ihr edelmüthiges Geständniß verdienen mehr Nachsicht." Die Leinwandhändlerin wollte nichts hören und glaubte viel zu thun, wenn sie sich begnügte, das arme Mädchen nur fortzujagen, das sich, mehr todt als lebendig, von Hildegard und Mariannen, welche fest entschlossen war, sie in ihr Haus aufzunehmen, fortführen ließ.

Nach einer Abwesenheit von zwölf Tagen kam Michel zurück, und brachte das Kästchen unversehrt mit sich, in dem man, sowohl in Gold als Diamanten einen Werth von 225,000 Franken fand. So hatten also dieser brave Mann und seine Frau lieber mit ihrer ganzen Familie im Elend und Mangel gelebt, als fremdes Gut angerührt, das sie sich so leicht und ohne Jemands Wissen hätten zueignen können, da es ihnen von Leuten anvertraut worden war, deren Rückkehr kaum zu erwarten stand. Es ist aber kein Wunder, denn Michel und seine Frau hatten eine wahre und feste Frömmigkeit.

Ein alter, rechtschaffener und religiöser Diener des Grafen verkaufte die Diamanten und legte die ganze

Summe an Zins, so daß Hildegard noch reich genug war, um glücklich zu sein und auch Michel und seine Familie zu beglücken, von der sie sich nicht trennen wollte. Noch nicht achtzehn Jahre alt, fühlte sie das Bedürfniß, eine bejahrte, sittliche Frau, wie Mariannen, bei sich zu haben, welcher die glänzende Erziehung der großen Welt mangelte, die aber eine schöne Seele, viel Verstand und noch mehr Religion besaß. Victorine, die sich gänzlich wieder mit Gott und ihrem Gewissen ausgesöhnt hatte, aber ihre Dienste keiner Meisterin mehr anzubieten wagte, bat ihre ehemalige Gefährtin, sie als Kammermädchen anzunehmen. „Ich brauche keines," antwortete Hildegard, „bleiben Sie aber als Freundin bei mir. Sie haben Ihr Vergehen hinlänglich gebüßt, um die Achtung der Rechtschaffenen wieder zu gewinnen." Victorine war durch so viel Güte sehr gerührt und mißbrauchte sie nie. Obgleich sie von Hildegard wie ihre Freundin behandelt wurde, zeigte sie in ihrem ganzen Benehmen dennoch, daß sie blos für ihre Dienerin gelten wolle.

Endlich nach so vielen Widerwärtigkeiten hatte das Fräulein von Weißenstein die Ruhe und das Glück, dessen sie in so hohem Grade würdig war, wieder gefunden. Sie wußte es mit einer christlichen Ergebenheit zu genießen und die Armen segneten die Wohlthätigkeit der Jungfrau Josephine Blackhaus; denn die Vorsicht erforderte, daß Hildegard diesen entlehnten Namen noch längere Zeit beibehielt. Ihr Briefwechsel mit Madame Düpré war sehr lebhaft und immer zärtlich. Indessen war seit ihrer Abreise diese vortreffliche, nun schon mehr als achtzig Jahre alte Frau, in eine Art Schwermuth versunken, wodurch ihre Geschäfte in Stockung geriethen;

ihre Arbeit war nicht mehr so ausgezeichnet, ihre Kunden wurden nicht mehr so gut bedient; einige Arbeiterinnen hatten sie verlassen, um sich selbst niederzulassen und hatten die Andern nach sich gezogen. Die Arbeiterinnen, welche sie hierauf annahm und nachläßig beaufsichtigte, arbeiteten wenig und schlecht, und so gerieth endlich ihr ganzes Geschäft in Verfall. Andrerseits öffnete die Leinwandhändlerin allen unglücklichen Landsleuten der Gräfin und Hildegards, deren Andenken ihr so theuer war, freigebig ihre Börse; endlich aber sah sie sich genöthigt, ihren Handel aufzugeben. Von allen Ausgewanderten, die sie kannte, nahm sie sich am meisten des jungen Grafen von Milan an; sie hatte ihm eine bedeutende Summe geliehen, die er ihr nicht zurückgeben konnte und die sie von ihm auch nicht einmal zurückzufordern gedachte. Eines Tages trat er ganz freudig in ihr Zimmer. Die Consular-Regierung, welche menschlicher und vernünftiger, als die vorhergehende war, hatte so eben vielen Ausgewanderten erlaubt, in ihr Vaterland zurückzukehren, und versprach, ihnen ihre noch nicht verkauften Güter wieder zurückzugeben. Unter dieser Zahl war der Graf, welcher den größten Theil seiner Landgüter zurückerhalten sollte; er brannte vor Begierde, Frankreich wieder zu betreten und schlug Madame Düpré vor, die Reise mit ihm zu machen. „Sie haben Mutterstelle an mir vertreten,“ sagte er, „wenn ich Ihr Glück für Ihre übrigen Lebenstage sichere, werde ich nur die Schuld der Erkenntlichkeit abtragen.“ Sie willigte ein, und strengte ihre letzten Mittel an, um die Reisekosten zu bestreiten; denn der Graf hatte große Hoffnungen, aber keinen Heller Geld in der Tasche. Sie machten sich also auf den Weg nach Paris. Hildegard empfing mit

offenen Armen ihre alte Meisterin, und wollte sie durchaus in ihrem Hause haben. Sie ward ebenfalls aus der Liste der Ausgewanderten gestrichen, erhielt alle Güter ihres Vaters und ihrer Mutter zurück und durfte ihren wahren Namen wieder führen. Die an den Grafen von Milan zurückgekehrten Besitzungen machten ihn zu einem immer noch reichen Gutsbesitzer. Durch die Vorzüge der jungen Gräfin entzückt, heirathete er sie im folgenden Jahre in der Kapelle von Weißenstein, welche man wieder hergestellt hatte. Nunmehr waren die Kirchen wieder offen und der katholtsche Gottesdienst in ganz Frankreich wieder eingeführt.

Hildegard ließ in der Grotte, durch welche sie und ihre Mutter sich durch den sichtbaren Schutz der heiligen Jungfrau vor den Mordbrennern gerettet hatten, ein Betzimmer erbauen und oft begab sie sich mit ihrem Gemahl, der eben so fromm wie sie war, dorthin, um dem Herrn zu danken, daß er ihnen nach einer so furchtbaren Staatsumwälzung wieder Vermögen und Sicherheit gegeben hatte. Die ehemaligen Lehnsleute sahen mit der größten Freude die Tochter ihres Herrn wieder. Diese hatte für sie die nämliche Zuneigung und Großmuth, wie ihre Eltern; ihre Wohlthaten erstreckte sich sogar auf die Familie Bontan. „Er war ein großer Sünder," sagte sie, „aber er hat uns so viel Gutes gethan, als er konnte; er hat meine Mutter und mich gerettet, ich darf mich nur an das erinnern." Auch nahm sie seine arme Wittwe in ihren Dienst, und schickte die Kinder in die Lehre, und ließ ihnen eine christliche Erziehung geben, die sie sich zu Nutzen machten. Als diese Kinder groß geworden waren, versorgte und verheirathete sie dieselben.

Bontan und Giblour waren im Jahre 1793 umgekommen und die göttliche Gerechtigkeit hatte sich in dem Tode dieser zwei ungleich schuldigen, aber gleich gottlosen Männer, geoffenbart. Zur Zeit, als Wütheriche die Tempel zerstörten, die Altäre umstürzten und entweihten und die Bildsäulen der Heiligen zerbrachen, waren Bontan und Giblour mit ihren Gefährten in eine kleine Stadt gegangen, um die Kirche daselbst zu zerstören. Auf beiden Seiten der Hauptpforte sah man in ziemlich hohen Nischen zwei colossale Bildsäulen; die eine stellte den heiligen Hieronimus vor, auf den sich ein ungeheueres steinernes Kreuz stützte. Nach mehrern Versuchen wird Bontan unwillig, bewaffnet sich mit einem großen Hammer, steigt in die Nische, zertrümmert die Beine der Statue und den Fuß des Kreuzes, das nun einem starken Stoße weichen zu müssen schien; er versuchte es, aber vergebens. Giblour macht sich über ihn lustig und überzeugt, daß es seinem Gefährten nicht gelingen werde, kehrte er sich um und fängt zu schwatzen an. Bontan gibt der Statue noch mehrere Hammerschläge, umfaßt sie und schüttelt sie aus allen Kräften. Plötzlich fällt sie, zieht ihn nach sich, zerschmettert ihn auf dem Portale, und die Spitze des Kreuzes erreicht und zerquetscht die Hirnschale des immer noch umgewandten und spottenden Giblour. Ihre Bande blieb einen Augenblick vor Erstaunen stumm; dann trug sie die zwei Leichname unter düsterm Stillschweigen fort. Jeder, der sie vorbeigehen sah, sagte bei sich: „So schmettert Gottes Gerechtigkeit die Ruchlosen inmitten ihres übermüthigen Triumphes nieder.“ Wenn man aber auf das Schloß blickte und an das Glück und die Tugenden der würdigen Gräfin, ihres edlen Gemahls, Michels und seiner Familie dachte, so wiederholte man: „So schützt und lohnt der Herr diejenigen, welche ihm immer treu bleiben; seine Güte führt sie in Erwartung der ewigen Glückseligkeit, welche er ihnen im Himmel aufbewahrt, durch die größten Gefahren auf den Gipfel des Erdenglücks.“

Ende.

Bontan und Giblour waren im Jahre 1793 umgekommen und die göttliche Gerechtigkeit hatte sich in dem Tode dieser zwei ungleich schuldigen, aber gleich gottlosen Männer, geoffenbart. Zur Zeit, als Wütheriche die Tempel zerstörten, die Altäre umstürzten und entweihten und die Bildsäulen der Heiligen zerbrachen, waren Bontan und Giblour mit ihren Gefährten in eine kleine Stadt gegangen, um die Kirche daselbst zu zerstören. Auf beiden Seiten der Hauptpforte sah man in ziemlich hohen Nischen zwei colossale Bildsäulen; die eine stellte den heiligen Hieronimus vor, auf den sich ein ungeheueres steinernes Kreuz stützte. Nach mehrern Versuchen wird Bontan unwillig, bewaffnet sich mit einem großen Hammer, steigt in die Nische, zertrümmert die Beine der Statue und den Fuß des Kreuzes, das nun einem starken Stoße weichen zu müssen schien; er versuchte es, aber vergebens. Giblour macht sich über ihn lustig und überzeugt, daß es seinem Gefährten nicht gelingen werde, kehrte er sich um und fängt zu schwatzen an. Bontan gibt der Statue noch mehrere Hammerschläge, umfaßt sie und schüttelt sie aus allen Kräften. Plötzlich fällt sie, zieht ihn nach sich, zerschmettert ihn auf dem Portale, und die Spitze des Kreuzes erreicht und zerquetscht die Hirnschale des immer noch umgewandten und spottenden Giblour. Ihre Bande blieb einen Augenblick vor Erstaunen stumm; dann trug sie die zwei Leichname unter düsterm Stillschweigen fort. Jeder, der sie vorbeigehen sah, sagte bei sich: „So schmettert Gottes Gerechtigkeit die Ruchlosen inmitten ihres übermüthigen Triumphes nieder.“ Wenn man aber auf das Schloß blickte und an das Glück und die Tugenden der würdigen Gräfin, ihres edlen Gemahls, Michels und seiner Familie dachte, so wiederholte man: „So schützt und lohnt der Herr diejenigen, welche ihm immer treu bleiben; seine Güte führt sie in Erwartung der ewigen Glückseligkeit, welche er ihnen im Himmel aufbewahrt, durch die größten Gefahren auf den Gipfel des Erdenglücks.“

Ende.

Bontan und Giblour waren im Jahre 1793 umgekommen und die göttliche Gerechtigkeit hatte sich in dem Tode dieser zwei ungleich schuldigen, aber gleich gottlosen Männer, geoffenbart. Zur Zeit, als Wütheriche die Tempel zerstörten, die Altäre umstürzten und entweihten und die Bildsäulen der Heiligen zerbrachen, waren Bontan und Giblour mit ihren Gefährten in eine kleine Stadt gegangen, um die Kirche daselbst zu zerstören. Auf beiden Seiten der Hauptpforte sah man in ziemlich hohen Nischen zwei colossale Bildsäulen; die eine stellte den heiligen Hieronimus vor, auf den sich ein ungeheueres steinernes Kreuz stützte. Nach mehrern Versuchen wird Bontan unwillig, bewaffnet sich mit einem großen Hammer, steigt in die Nische, zertrümmert die Beine der Statue und den Fuß des Kreuzes, das nun einem starken Stoße weichen zu müssen schien; er versuchte es, aber vergebens. Giblour macht sich über ihn lustig und überzeugt, daß es seinem Gefährten nicht gelingen werde, kehrte er sich um und fängt zu schwatzen an. Bontan gibt der Statue noch mehrere Hammerschläge, umfaßt sie und schüttelt sie aus allen Kräften. Plötzlich fällt sie, zieht ihn nach sich, zerschmettert ihn auf dem Portale, und die Spitze des Kreuzes erreicht und zerquetscht die Hirnschale des immer noch umgewandten und spottenden Giblour. Ihre Bande blieb einen Augenblick vor Erstaunen stumm; dann trug sie die zwei Leichname unter düsterm Stillschweigen fort. Jeder, der sie vorbeigehen sah, sagte bei sich: „So schmettert Gottes Gerechtigkeit die Ruchlosen inmitten ihres übermüthigen Triumphes nieder.“ Wenn man aber auf das Schloß blickte und an das Glück und die Tugenden der würdigen Gräfin, ihres edlen Gemahls, Michels und seiner Familie dachte, so wiederholte man: „So schützt und lohnt der Herr diejenigen, welche ihm immer treu bleiben; seine Güte führt sie in Erwartung der ewigen Glückseligkeit, welche er ihnen im Himmel aufbewahrt, durch die größten Gefahren auf den Gipfel des Erdenglücks.“

Ende.

Bontan und Giblour waren im Jahre 1793 umgekommen und die göttliche Gerechtigkeit hatte sich in dem Tode dieser zwei ungleich schuldigen, aber gleich gottlosen Männer, geoffenbart. Zur Zeit, als Wüthe-riche die Tempel zerstörten, die Altäre umstürzten und entweihten und die Bildsäulen der Heiligen zerbrachen, waren Bontan und Giblour mit ihren Gefährten in eine kleine Stadt gegangen, um die Kirche daselbst zu zerstören. Auf beiden Seiten der Hauptpforte sah man in ziemlich hohen Nischen zwei colossale Bildsäulen; die eine stellte den heiligen Hieronimus vor, auf den sich ein ungeheueres steinernes Kreuz stützte. Nach mehrern Versuchen wird Bontan unwillig, bewaffnet sich mit einem großen Hammer, steigt in die Nische, zertrümmert die Beine der Statue und den Fuß des Kreuzes, das nun einem starken Stoße weichen zu müssen schien; er versuchte es, aber vergebens. Giblour macht sich über ihn lustig und überzeugt, daß es seinem Gefährten nicht gelingen werde, kehrte er sich um und fängt zu schwatzen an. Bontan gibt der Statue noch mehrere Hammerschläge, umfaßt sie und schüttelt sie aus allen Kräften. Plötzlich fällt sie, zieht ihn nach sich, zerschmettert ihn auf dem Portale, und die Spitze des Kreuzes erreicht und zerquetscht die Hirnschale des immer noch umgewandten und spottenden Giblour. Ihre Bande blieb einen Augenblick vor Erstaunen stumm; dann trug sie die zwei Leichname unter düsterm Stillschweigen fort. Jeder, der sie vorbeigehen sah, sagte bei sich: „So schmettert Gottes Gerechtigkeit die Ruchlosen inmitten ihres übermüthigen Triumphes nieder.“ Wenn man aber auf das Schloß blickte und an das Glück und die Tugenden der würdigen Gräfin, ihres edlen Gemahls, Michels und seiner Familie dachte, so wiederholte man: „So schützt und lohnt der Herr diejenigen, welche ihm immer treu bleiben; seine Güte führt sie in Erwartung der ewigen Glückseligkeit, welche er ihnen im Himmel aufbewahrt, durch die größten Gefahren auf den Gipfel des Erdenglücks.“

Ende.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mundbrod, Johann N.

Hildegarde, oder: Der Abschied vom Vaterhause und Die Waise in der Fremde
Eine Geschichte aus der französischen Revolution, für die reifere Jugend

Augsburg 1848

Paed.pr. 2444-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10760630-9